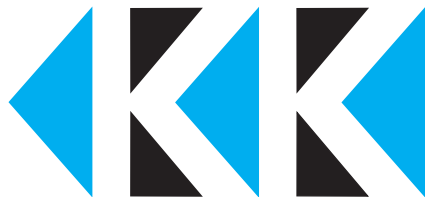


KORRESPONDENZ

1307

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. April 2011

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12, -3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Jörg Bernhard Bilke

Wer sucht, der liest

Bücher vom „Osten“ deutscher Kultur auf der Leipziger Messe 3

Horst Milde

Heimat als Wahrheit

Rede zur Verleihung des Ehrenrings der Oldenburgischen Landschaft 7

Wo die „Wende“ vom Stapel lief

Anfänge des Danziger Widerstandes in Hilpoltstein 9

Arkadiusz Luba

Noch ist Polen nicht verloren

Ein jeder kann ein Stück für sich gewinnen – auf Reisen 11

Irena Brezná

wer@heimat.wo

Wer im Netz Halt sucht, verheddert sich 12

Rückständig? Lebendig

Frank Gaudlitz gönnt Menschen in Südosteuropa den zweiten Blick 14

Sie lehren lesen

Siebenbürgisch-Sächsischer Kulturpreis für P. Motzan und S. Sienert 15

Bücher und Medien

Krenzlin/Weigelt: Ernst Wiechert im Gespräch (*Joachim Hensel*) 16

Weber: Rumäniendeutsche (*Edith Ottshofski*) 17

Marsch: Friedrich Bernhard Werner (*Josef Joachim Menzel*) 18

Kinodokumentarfilm „Aber das Leben geht weiter“ 19

Literatur und Kunst

Günter Gerstmann

Anleitung zum bewußten Leben

Hanns Cibulkas bedrückende Aktualität 21

Wohin gehen wir?

Eislinger Josef-Mühlberger-Tage 22

A. Rotenberg

Rocken heißt rütteln – und aufrütteln

Peter Maffay singt vom Einfachen, das schwer zu machen ist 23

Mit Harmonien Umbrüche einleiten

Der Arbeitskreis Schlesische Musik lauscht zurück ins 20. Jahrhundert 25

Das Land der Nehrung mit der Farbe suchend

Ernst Mollenhauer hat sein Nidden aus der Ferne erstehen lassen 26

Kindheit im späten Licht

Helene Dauters gemalte Erinnerungen 28

Zwischen zwei Sprachen und vielen Stimmen

Karl-Dedecius-Preis an Esther Kinsky und Ryszard Turczyn 29

Dieter Göllner

Wer durchsieht, sieht mehr

Glaskunst in Rheinbach 30

KK-Notizbuch

31

Ernst Mollenhauer: Leuchtturm in Nidden

Bild aus der Ausstellung: siehe Seite 26

Wer sucht, der liest

Die Leipziger Buchmesse zeigt wieder, daß der „Osten“ deutscher Kultur weit jenseits von Leipzig liegt

Buchmesse im Jahr des Gedenkens an einen der zwiespältigsten und interessantesten deutschen Dichter: Am 21. November jährt sich der Todestags dieses ungewöhnlichen Dichters aus Preußen zum 200. Mal. Die Wertschätzung Heinrich von Kleists ist auch nach zwei Jahrhunderten derart hoch, daß allein im Vorfeld des Todestages zehn Biographien erschienen sind von: Klaus Müller-Salget (Stuttgart 2002), Rudolf Loch (Göttingen 2003), Jens Bisky (Berlin 2007), Herbert Kraft (Münster 2007), Gerhard Schulz (München 2007), Peter Staengle (Heilbronn 2007), Hans-Georg Schede (Reinbek 2008), Günter Blamberger (Frankfurt am Main 2011), Peter Michalzik (Berlin 2011) und schließlich Hans-Jürgen Schmelzer (Stuttgart 2011).

Die Königsberger Schriftstellerin Fanny Lewald dagegen, deren 200. Geburtstags am 24. März zu gedenken war, ist heute völlig vergessen. Als Tochter eines jüdischen Kaufmanns in der Hauptstadt Ostpreußens geboren, trat sie nach ihren zwei Brüdern 1829 auch zum Protestantismus über und zog, nachdem 1842/43 ihre beiden Romane „Clementine“ und „Jenny“ erschienen waren, von Königsberg nach Berlin, der Hauptstadt des Königreichs Preußen, wo sie als Schriftstellerin und Frauenrechtlerin geachtet wurde. Von unschätzbbarer Bedeutung bleibt Fanny Lewalds Briefwechsel mit Carl Alexander von Sachsen-Weimar, der, von Eckart Kleßmann bearbeitet, im Jahr 2000 unter dem Titel „Mein gnädigster Herr! Meine gütige Korrespondentin!“ im Böhlau-Verlag Weimar erschienen ist. Ihre Autobiographie „Meine Lebensgeschichte“ übrigens ist, so merkwürdig es klingt, 2008 im siebenbürgischen Kronstadt/Brasov noch einmal aufgelegt worden.

Während der Leipziger Buchmesse, am 17. März, konnte Siegfried Lenz, der bekannteste noch lebende Schriftsteller Ostpreußens, seinen 85. Geburtstag feiern, war aber, aus verständlichen Gründen, nicht nach Leipzig gefahren. Geboren 1926 in Lyck/Masuren, wurde er nach zwei Romanen mit den ostpreußischen Erzählungen „So zärtlich war Suleyken“ (1955) weithin bekannt und erregte 1978 Aufsehen mit dem unkonventionellen Vertreibungsroman „Heimattmuseum“. Zwischen 1953 und 2010 ist der unermüdlich schreibende Siegfried Lenz mit 31 Literaturpreisen ausgezeichnet worden, zur Zeit schreibt er an einem neuen Roman.

Damals hätte man den Blick wohl treuherzig genannt. Heute nicht mehr: Heinrich von Kleist

Bild: Archiv



Auch Pommern hat einen Autor hohen Rangs zu bieten, der schon 1947 gestorben ist und dennoch in diesen Tagen für neue Aufregung sorgt: Hans Fallada. Geboren als Rudolf Ditzen 1893 in der Universitätsstadt Greifswald, veröffentlichte er seit 1920 eine Reihe von gesellschaftskritischen Romanen wie „Bauern, Bonzen und Bomben“ (1931), „Kleiner Mann – was nun?“ (1932) und „Wer einmal aus dem Blechnapf frißt“ (1934), die ihn bekannt machten. Sein Widerstandsroman „Jeder stirbt für sich allein“ erschien im Todesjahr 1947 im Ostberliner Aufbau-Verlag. Den Stoff zu diesem Romanprojekt entnahm der Autor einer Gestapo-Akte, die ihm von Johannes R. Becher, damals Präsident des „Kulturbunds“, übergeben worden war. Was freilich 1947 veröffentlicht wurde, das war eine gekürzte, sprich: eine nach politischen Vorgaben zensierte Fassung, wie man aus Almut Gieseckes Nachwort erfahren kann. Hans Fallada war am 5. Februar 1947 gestorben und konnte diese Eingriffe in seinen Romantext nicht mehr verhindern.

Den deutsch-tschechisch-jüdischen Dichter Johannes Urzidil (1896–1970) der Vergessenheit zu entreißen versucht 2011 das Deutsche Kulturforum östliches Europa, Potsdam, mit einem Lesebuch unter dem vom Autor geprägten Titel „Hinternational“, das von Klaus Johann und Vera Schneider herausgegeben wurde. Der Autor, der mit dem Buch „Goethe in Böhmen“ (1932) bekannt wurde und 1939 über England in die Vereinigten Staaten emigrierte, war das jüngste Mitglied des Prager Dichterkreises. Er veröffentlichte zwei vielbeachtete Erzählungsbände, „Die verlorene Geliebte“ (1956) und „Prager Triptychon“ (1960), und starb am 2. November 1970 auf einer Vortragsreise in Rom.

Auch der ostpreußische Schriftsteller Arno Surminski, geboren 1934 in Jäglack/Masuren und bekannt geworden mit seinem Roman „Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“ (1974), hat sich erneut zu Wort gemeldet. Sein neuer Roman heißt „Winter Fünfundvierzig oder

Die Frauen von Palmnicken“ (Verlag Ellert & Richter/Hamburg). Das Thema des 2010 erschienenen Buches ist nicht Flucht und Vertreibung, sondern ein gleichzeitig ablaufendes Geschehen: das Schicksal von vier jungen Jüdinnen aus dem Ghetto von Lodz, die 1945 über die Konzentrationslager Auschwitz und Stutthof in die ostpreußischen Außenlager getrieben wurden. Bei grimmiger Kälte mußten sie im Januar 1945 unter strenger Bewachung auf Todesmärschen zur Ostsee laufen und wurden von der Wachmannschaft in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar an der samländischen Küste erschossen.

Eine Entdeckung ist der Roman des 1936 geborenen, heute als pensionierter Lehrer in Düsseldorf lebenden Theodor Buhl. Er stammt aus Bunzlau in Niederschlesien, ist mit seinen Eltern im Winter 1945 vor der Roten Armee nach Dresden geflohen, wo er den angloamerikanischen Bombenangriff am 12./13. Februar miterlebte und dann in die schlesische Heimat zurückkehrte. Von dort wurde er 1946 mit seinen Eltern ins Rheinland vertrieben. In seinem Roman „Winnetou August“ hat er, literarisch anspruchsvoll und nicht leicht zu lesen, die Erinnerung an die schlesische Kindheit und die Fluchtgeschichte aufgeschrieben und veröffentlicht (Eichborn-Verlag Frankfurt am Main), obwohl er eigentlich schon aufgegeben hatte, für sein schwieriges Manuskript einen Verlag zu finden.

Von Werner Heiduczek, der 2005 seine Autobiographie „Der Schatten meiner Toten“ veröffentlicht hat, worin auch seine ober-schlesische Kindheit geschildert ist, sind im Leipziger Plöttner-Verlag Essays unter dem Titel „Jeder ist sich selbst der Fernste“ erschienen. Während die 1928 in Berlin geborene und lebende Schriftstellerin Marianne Blasinski sich in ihrem Roman „Irina. Eine wolgadeutsche Tragödie“ des Schicksals der Rußlanddeutschen im Zweiten Weltkrieg annimmt (Verlag Osteuropa-Zentrum), berichtet die aus dem Banat stammende Erzählerin Herta Müller (geboren 1953), die

2009 in Stockholm mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde, unter dem Titel „Cristina und ihre Attrappe“ (Wallstein-Verlag/Göttingen) über ihre Erfahrungen mit dem rumänischen Geheimdienst Securitate. Ihr Kollege Richard Wagner (geboren 1952) hat im Berliner Aufbau Verlag einen neuen Roman veröffentlicht: „Belüg mich“. Gemeinsam mit Herta Müller hat er Rumänien 1987 verlassen und lebt seitdem in Westberlin.

Der Ostpreuße Johannes Bobrowski (1917–1965), geboren in Tilsit und gestorben in Ostberlin, ist noch immer ein hochaktueller, fast zeitloser Autor, dessen Gedichte und Erzählungen unausschöpfbar sind. Im Berliner BasisDruck-Verlag hat Helmut Baldauf „Lebensbilder“ (2011) über ihn veröffentlicht. Im Berliner Wagenbach-Verlag dagegen erschien unter dem Titel „Nachbarschaft“ eine schmale Auswahl seiner Gedichte.

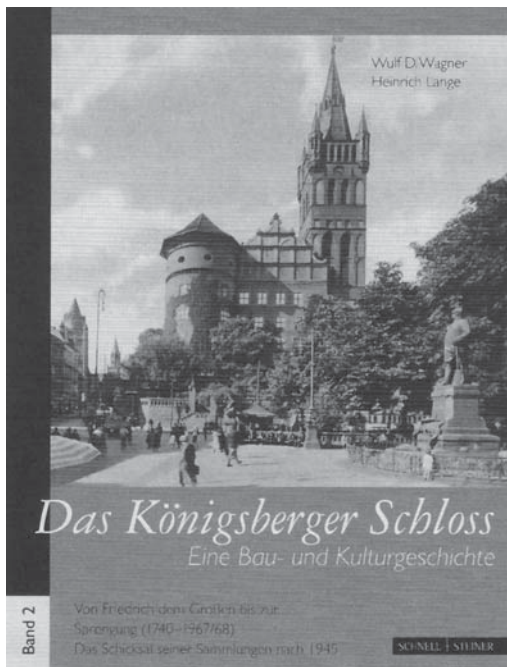
Was der Germanist Wolfgang Frühwald im Stuttgarter Reclam-Verlag anbietet, ist einzigartig: Ernst Tollers (1893–1939) auto-

biographisches Buch über den Anfang eines stürmischen Lebens: „Eine Jugend in Deutschland“ (1936), versehen, was bisher noch nie gemacht wurde, mit einem ausführlichen Kommentar (470 Seiten). Der Autor wurde als jüngster Sohn jüdischer Eltern in Samotschin in der preußischen Provinz Posen geboren und besuchte das Realgymnasium in Bromberg. Als Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg wurde er für Tapferkeit ausgezeichnet, erlitt aber im Mai 1916 kriegsbedingt einen Nervenzusammenbruch. Als Student lernte er in Heidelberg den sozialdemokratischen Journalisten Kurt Eisner kennen, unter dessen Führung er im November 1918 den revolutionären Umsturz in Bayern und die Errichtung der Münchner Räterepublik betrieb. Er wurde zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt, die er im Gefängnis Niederschönenfeld bei Augsburg verbrachte. Seine Theaterstücke wie „Masse Mensch“ oder „Hinkemann“ wurden in der Weimarer Republik häufig gespielt, 1933 emigrierte er in die Vereinigten Staaten und wählte am 22. Mai 1939 in einem New Yorker Hotel den Freitod.

Was die Biographien und Autobiographien ostdeutscher Persönlichkeiten betrifft, so sind hier zuerst das Buch „Doppelleben“ der Grünen-Politikerin Antje Vollmer (2010) über den ostpreußischen Widerstandskämpfer Heinrich von Lehdorff (1909–1944) und die beiden Biographien über die 2010 in den Vereinigten Staaten verstorbene Freya von Moltke (1911–2010), Witwe des schlesischen Widerstandskämpfers Helmuth James von Moltke (1907–1945), deren 100. Geburtstags am 24. Februar zu gedenken war, zu nennen. Einen tiefen Eindruck vom Widerstand des schlesischen Adels, insbesondere des Kreisauer Kreises, vermitteln die „Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel. September 1944 – Januar 1945“ (C. H. Beck Verlag) von bzw. an Helmuth James und Freya von Moltke. Daß sie überhaupt erhalten blieben, grenzt an ein Wunder.

Neben dieser für die Geschichtswissenschaft unschätzbaren Korrespondenz, ei-

Das Schloß ragt nicht mehr, überragend ist allein seine Historiographie



nem Ehrenzeugnis des deutschen Widerstands, das nach 66 Jahren ans Licht der Öffentlichkeit kam, sind vor wenigen Wochen auch zwei Biographien über Freya von Moltke erschienen, die in ihrem Todesjahr 2010 von Sylke Tempel (Rowohlt Berlin) und Frauke Geyken (C. H. Beck) fertiggestellt wurden.

Zur Biographie im erweiterten Sinne gehört vielleicht auch die Beschreibung von Lebenswelten durch mehrere Generationen. Der Göttinger Historiker Rudolf von Thadden (1932 in Pommern geboren) hat das mit seinem Buch „Trieglaff. Eine pommersche Lebenswelt zwischen Kirche und Politik (1807–1948)“ versucht (Wallstein). Um Pommern geht es auch bei Johann Christian Müller (1720–1772) aus Stralsund. Er hat sein Leben in mehreren Bänden aufgeschrieben, von 1755 bis zu seinem Tod war er Pfarrer an der Heilig-Geist-Kirche in Stralsund. Seine Autobiographie heißt „Meines Lebens Vorfälle und Nebenumstände“ (Lehmstedt-Verlag).

Auch der Schlesier Johannes Sziborsky hat unter dem Titel „Wenig Idylle, viel Odyssee“ (Westkreuz-Verlag) seine „Jugend, die in Schlesien begann“, aufgeschrieben. Ostpreußische Kindheitserinnerungen unter dem Titel „In der Morgensonne“ bietet die aus Gumbinnen stammende Schriftstellerin Frieda Jung (1856–1929). Das Buch, zuerst 1910 erschienen, ist im Husum-Verlag wieder greifbar, ebenso von Petra Schulz die Beschreibung eines hinterpommerschen Dorfes unter dem Titel „Tribisow“.

Schließlich muß des aus Galizien stammenden Erzählers Joseph Roth (1894–1939) gedacht werden. Er, der mit seinen Romanen „Hiob“ und „Radetzky marsch“ berühmt wurde, starb 1939 im Pariser Exil. Nun erschien, bearbeitet von Helmuth Nürnberger, der umfangreiche Sammelband „Ich zeichne das Gesicht der Zeit“ mit Essays, Reportagen, Feuilletons (Wallstein). Als Autor außerordentlich hellichtig, emigrierte er schon am 30. Januar 1933 und schrieb an Stefan

Zweig: „Inzwischen wird es Ihnen klar sein, daß wir großen Katastrophen zutreiben ... Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.“

Neben Romanen, Biographien und Zeitzeugnissen war auf der Leipziger Buchmesse auch eine Fülle von Sachbüchern zur Geschichte und Kultur Ostdeutschlands auszumachen. Bei Rowohlt Berlin beispielsweise ist das Buch „Fremde Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945“ erschienen, das Begleitbuch zum zweiteiligen ARD-Film gleichen Titels, der am 21. März ausgestrahlt wurde. In diesem Buch werden aber auch die Leistungen von Ostdeutschen benannt, die mit Fleiß, Ausdauer und Zähigkeit sich eine neue Existenz aufbauen konnten und ohne die das vielgepriesene „Wirtschaftswunder“ der fünfziger Jahre nicht möglich gewesen wäre.

Was der Verlag Schnell+Steiner mit dem zweiten Band der Bau- und Kulturgeschichte des Königsberger Schlosses von Wulf D. Wagner und Heinrich Lange geleistet hat, ist treffend – wenngleich nur umgangssprachlich – nur mit „Stemmen“ zu bezeichnen. Auf den 392 Seiten starken ersten Band, „Von der Gründung bis zu Regierung Friedrich Wilhelms I. (1255–1740)“ zeichnen jetzt 608 großformatige Seiten mit 71 Farb- und 671 Schwarzweißabbildungen die Geschichte des Schlosses von Friedrich dem Großen bis zur Sprengung 1968 nach und dokumentieren zudem das Schicksal der Sammlungen nach 1945.

Während der englische Germanist Bill Niven noch einmal den Untergang der „Wilhelm Gustloff“ 1945 (Mitteldeutscher Verlag) aus nichtdeutscher Sicht beschwört („Geschichte und Erinnerung eines Untergangs“), hat die polnische Germanistin Renata Budziak das Thema „Deutsch als Fremdsprache in Polen“ (Harrassowitz-Verlag) vom 16. bis zum 18. Jahrhundert untersucht. Der 1933 in Schlesien geborene, in Jena lebende Lite-

raturkritiker Günter Gerstmann hat im Not-
schriften-Verlag einen verdienstvollen Auf-
satzband über den Lyriker Hanns Cibulka
(1920–2004) veröffentlicht: „Ich habe nichts
als das Wort“, durch den dieser zum 90.
Geburtstag (20. September 2010) mit einer
Reihe von Aufsätzen geehrt wird (s. S. 21).

Anerkennend muß auf die wissenschaftliche
Aufarbeitung ostdeutscher Geschichte ver-
wiesen werden, die das Herder-Institut in
Marburg/Lahn seit Jahrzehnten leistet. Hier
erschien, neben vielen anderen Arbeiten, ein
umfangreiches Sammelwerk von mehreren
tausend Seiten, „Die Deutschen östlich von
Oder und Neiße 1945–1950. Dokumente aus
polnischen Archiven“ (2003/04). Die beiden
Herausgeber Włodzimierz Borodziej und

Hans Lemberg haben mit ihrer deutsch-pol-
nischen Arbeitsgruppe eine Auswahl von
1350 Zeitzeugnissen veröffentlicht, die nach
60 Jahren Aufklärung bringen über das
furchtbare Geschehen um Flucht und Ver-
treibung.

Wenn man die Menge von Literatur zum The-
ma „Ostdeutschland“ auf der Leipziger Buch-
messe gesichtet hat, dann fragt man sich,
warum auch nach fast sieben Jahrzehnten
immer noch Autobiographien veröffentlicht,
Spielfilme gedreht und Zeitzeugen befragt
werden. Die Erklärung ist: Die 1945 abge-
trennten Ostgebiete sind ein nicht wegzu-
diskutierender Bestandteil deutscher Ge-
schichte, und das wird so bleiben.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Heimat als Wahrheit

In Oldenburg lebt der Schlesier Horst Milde dieser Wahrheit,
wird dafür geehrt und redet darüber

*Horst Milde, ehemaliger Oberbürgermeister
der Stadt Oldenburg und Präsident des Nie-
dersächsischen Landtages, wurde von der
Oldenburgischen Landschaft für seine Ver-
dienste um die von dieser Körperschaft des
öffentlichen Rechts vertretenen Belange der
niedersächsischen Kulturlandschaft mit dem
Ehrenring geehrt. Daß dem 77jährigen be-
sondere Ehre für seine Verdienste um die In-
tegrität und Identität deutscher Kultur und
ihres Erbes gebührt, bewies er nicht zuletzt
mit seiner Dankesrede, aus der wir Auszüge
veröffentlichen.*

Wir, die wir den Zweiten Weltkrieg mit- und
überlebt haben, meinten, eine Welt voller Frie-
den müsse nun entstehen. Aber es zeigte
sich schon kurz danach, daß das eine leere
Hoffnung war. Bis heute haben die feindli-
chen Auseinandersetzungen in vielen Teilen

*Ehrenurkunde, wem Ehre gebührt: Horst
Milde (M.) mit seinem Laudator, dem nieder-
sächsischen Landtagspräsidenten Hermann
Dinkla (L.), und dem Landschaftspräsidenten
Horst-Günter Lucke Bild: Stadt Oldenburg*



der Erde kein Ende gefunden, im Gegenteil, die Kriege sind noch grausamer und länger geworden. Und so leben wir in einer Welt voller ungelöster Konflikte. Nach Frieden, Sicherheit, Freiheit und Geborgenheit sehnen sich die Menschen in allen Teilen der Erde, die um die Bedeutung dieser Werte wissen. Wir finden sie nicht mehr in der großen weiten Welt, vielmehr in dem begrenzten Raum, den wir Heimat nennen. Mit der Globalisierung schwindet nicht die Bedeutung von Heimat, im Gegenteil, sie verstärkt sich.

Ich denke an meine Erziehung in der schlesischen Heimat zurück. Toleranz und die Liebe zum Vaterland gehörten als wesentliche Bestandteile dazu. Ich lernte, daß die Liebe zum Vaterland drei Komponenten umfaßt: die Liebe zur Natur des Landes, die Liebe zu den Menschen in einem Land und die Liebe zur Verfassung und der Regierung eines Landes in Geschichte und Gegenwart. Wenn auch die Liebe zu den Regierungen aus gutem Grund heute keine absolute Gültigkeit mehr hat, so gelten doch die anderen Aussagen unvermindert fort.

Die Liebe zur Natur und die Liebe zu den Menschen eines Landes – auch zu ihrer Muttersprache – ist nichts anderes als Heimatliebe. Sie ist ein wesentlicher, zu unserem Leben gehörender Wert. Heimat wie Vaterland sollten aber nach dem verlorenen Krieg aus dem Bewußtsein schwinden, sie gehören leider zu den großenteils verlorenen, zum Teil verpönten oder nie erworbenen Wertvorstellungen. Die unverdächtige berühmte Fontane-Ballade „Archibald Douglas“, in der König Jacob zu Graf Douglas sagt: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie du“, gehört wohl kaum zum Stoff, der in dem genannten Sinne in unseren Schulen vermittelt wird.

Heute entwickelt sich unsere technische und marktwirtschaftliche, global ausgerichtete Gesellschaft mit ihrem Wissen immer rasanter. Ihre moralische Reife, ihre geistig-seelische Entfaltung und das damit verbundene

gesamtstaatlich verantwortungsvolle Handeln bleiben dabei auf der Strecke. Patriotismus ist eine kaum noch vorhandene Tugend. „Und handeln sollst du so, als hing von Dir das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wär' Dein.“ Das ist kein Zitat von Thilo Sarrazin, sondern von Johann Gottlieb Fichte.

Jeder von uns hat seine eigene Geschichte, und dennoch haben wir alle eine gemeinsame. Weil sie gemeinsam ist, hat niemand das Recht, sie sich als alleinigen Besitz anzueignen und selbstsüchtig zu interpretieren. Um aber zu dieser Auffassung zu gelangen, muß man sich seines eigenen Verstandes bedienen. Immanuel Kant hat dazu schon vor 230 Jahren aufgefordert. Dann gibt es absolut keinen Anlaß, die deutsche Geschichte in ihrer Gesamtheit zu verleugnen. So ist alles, was geschehen ist, nur zu verstehen, wenn es als Teil einer Entwicklung begriffen wird.

Für das ehrliche Bekenntnis gibt es Gründe der Scham und noch mehr Gründe des Stolzes und des Selbstbewußtseins. Diese Haltung sind wir unseren Vorfahren, die für unser Land gearbeitet und gelitten haben, und genauso den kommenden Generationen schuldig. Deutschland braucht sich nicht neu zu erfinden. Selbstbewußtsein und Stolz dürfen nicht nur in den großen Sportarenen ihre kurzfristige schwarz-rot-goldene Heimstatt haben.

Mich zieht es oft genug in meine Geburtsstadt Breslau, wo man immer wahrhaftiger Zeugnis von der deutschen Geschichte Schlesiens ablegt. Dort wird nach eigenem Bekennen Geschichte nicht mehr deformiert, sondern zunehmend in wohlthuender Weise definiert. Diese – jedenfalls in Schlesien anzutreffende – Haltung macht es mir leicht, mich dort im europäischen und versöhnenden Geist zu engagieren. Vielleicht ist dort etwas vom Geist von Lessings „Nathan dem Weisen“ zurückgeblieben, einem Geist, der die Grundlage für ein Weltbürgertum sein könnte. Heimatbewußtsein und Weltoffenheit, gepaart mit dem Willen zur Verständi-

gung und zum Frieden, schließen sich nicht aus.

Dort in Breslau habe ich in meiner Kinderzeit nicht nur das Niedersachsenlied, sondern auch das Lied von den Nordseewellen, die im Ursprungstext die Ostseewellen sind, gelernt. „Hab’ das Glück gefunden, doch das Heimweh blieb“, dieser Text hat erst später seine ganze Bedeutung für mich erlangt. Vor Jahren habe ich einmal gesagt: „Wenn ich von Oldenburg nach Breslau fahre, dann fahre ich nach Hause. Und wenn ich von Bres-

lau nach Oldenburg fahre, dann fahre ich wieder nach Hause.“ Immer häufiger kommt mir dann der Text der dritten Strophe der Oldenburg-Hymne in den Sinn:

*Wer deinem Herde naht,
Fühlt augenblicklich,
Daß er hier heimisch ist,
Er preiset sich so glücklich.*

Recht betrachtet, ist das bei allem vorangegangenen Unglück ein großes Glück, für das ich dankbar bin.

Horst Milde (KK)

Wo die „Wende“ vom Stapel lief

Das Polenmuseum Rapperswil zeigt die Anfänge des Danziger Widerstandes in Hilpoltstein

Schon 30 Jahre ist es her, daß die Polen gegen das in ihrem Staat herrschende System aufbegehrten. Bereits zuvor, vor allem 1956, 1968 und 1970, zeugten Aufstände von der Unzufriedenheit mit den Regierenden. Letzter Auslöser ist 1980 die Erhöhung der Fleischpreise am 1. August und die Entlassung der darüber Klage führenden Kranführerin Anna Walentynowicz auf der Danziger Leninwerft. Die lokal schon vorhandene Streikbereitschaft greift daraufhin erstmals

auf einen wichtigen Zweig der polnischen Industrie über. Das Streikkomitee unter Lech Walesa löst sich aber nicht wieder auf, sondern will durch den weiteren Bestand bleibende Ergebnisse sichern. Nach langen Verhandlungen erfüllt die Regierung im Danziger Abkommen vom 31. August 1980 die sogenannten „21 Forderungen“, die neben politischen und sozialen Punkten auch die Zulassung unabhängiger Gewerkschaften enthalten. Damit war der Weg frei für die



*Mourir pour Danzig?
Non, mais chanter!
Pop-Ikone Grace
Jones hatte das
Solidarnosc-
Zeichen in ihre
Ikonomie
eingebunden – zum
Zeichen der Solida-
rität*

Bild: Museum
Schwarzes Roß,
Hilpoltstein

Gründung der „Unabhängigen Selbstverwalteten Gewerkschaft Solidarität“.

Die vom Polenmuseum im schweizerischen Rapperswil erarbeitete Ausstellung „Solidarnosc – Es begann in Gdansk“, die in Zusammenarbeit mit dem Büro für Regionalpartnerschaften des Bezirkes Mittelfranken sowie des polnischen Generalkonsulates in München im Museum Schwarzes Roß in Hilpoltstein gezeigt wird, beleuchtet auch die schwierige Geschichte des polnischen Freiheitskampfes in den folgenden Jahren. Da nach nur 16 Monaten die Gewerkschaft bereits wieder verboten wurde, ging deren Arbeit im Untergrund weiter. Anhand von Schautafeln werden die gesamte geschichtliche Entwicklung bis zur Gewerkschaftsgründung, die Verhängung des Ausnahmezustandes zwischen 1981 und 1983, der Kampf im Untergrund, die Ermordung des Priesters Jerzy Popieluszko und auch die Haltung des Westens in dieser Zeit dargestellt.

Das Polenmuseum in Rapperswil besteht seit 140 Jahren, entstanden zu einer Zeit, als Polen auf keiner Landkarte existierte. Exilpolen und Schweizer fanden hier eine ideale Plattform, um gemeinsam gegen die totalitäre Gefahr aus dem Osten zu warnen. Der Vorsitzende des Museums- und Heimatvereins Hilpoltstein, Wilhelm Baier, konnte zur Vernissage der Ausstellung neben Bürgermeister Markus Mahl, Bezirksrat Fritz Körber, Altbürgermeister Leo Benz, Ursula Klobe als Vertreterin der Markgemeinde Thalmässing und den stellvertretenden Bürgermeister Willibald Milde aus Wendelstein auch die für den Kulturbereich zuständige Konsulin Dr. Grazyna Strzelecka begrüßen.

Die Darstellung der Ereignisse vor über 20 Jahren ergänzte Armin Gertz mit weiteren Gedanken über den politischen Umbruch 1989. Schon in den letzten Jahren der kommunistischen Mangelwirtschaft waren in Polen kleine Betriebe in Landwirtschaft und Handwerk gegründet worden, und auch in

der Gastronomie gab es Anfänge – mit Plastikstühlen. Die im deutschen Klischee als ineffektiv abgestempelte „polnische Wirtschaft“ ist heute ein Kompliment. Trotz Wirtschafts- und Finanzkrise schafften die Polen eine Steigerung des Bruttoinlandproduktes um 1,7 Prozent, während es in Deutschland um 4,7 Prozent sank. „Wenn Deutschland die Wirtschaftslokomotive Europas ist, dann fährt die polnische Lok auf dem Nebengleis mindestens ebenso schnell“, verglich Gertz plastisch.

Heutige Umfragen zeigen, daß zwar 70 Prozent der Polen die Demokratie als beste Staatsform bezeichnen, doch nur die Hälfte mit dem Zustand der Demokratie zufrieden ist. Seine außenpolitischen Spielräume mußte sich das Land erst erarbeiten, waren doch vor der Wende nur die „Bruderstaaten“ DDR, CSSR und UdSSR die Nachbarländer. Die heutigen Nachbarn sind neu gebildete Staaten, die 1989 noch nicht in der Form existierten. Lautete die Parole der Solidarnosc ursprünglich: „Keine Freiheit ohne Solidarität“, so hat sich dies nach Gertz' Auffassung heute völlig verändert. Heute heißt der Ruf abgewandelt: „Es gibt keine Solidarität mehr in der Freiheit.“

Dies bewiesen die großen Unterschiede im Lande, erläuterte Gertz weiter. Dem prosperierenden Norden und Westen mit den Zentren Danzig, Posen, Breslau und Warschau stehe der arme Osten mit stagnierender Wirtschaft, Industrieruinen und mangels Arbeitsmöglichkeiten abwandernden jungen Menschen gegenüber. Zu den Verlierern der Wende zählen auch Ältere, deren Rente von der Inflation aufgezehrt wird, Kranke, die nicht überall kompetente und moderne Behandlung bekommen, und nicht zuletzt die Landbevölkerung, die mit der Schließung der großen Agrarbetriebe in die Arbeitslosigkeit gedrängt worden ist.

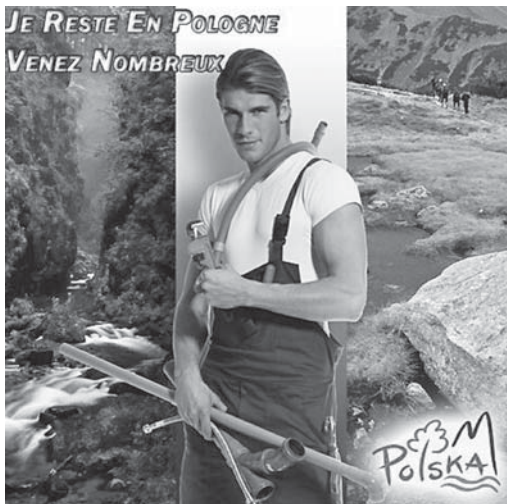
Die Leninwerft existiert heute nicht mehr unter dieser Bezeichnung, denn die damalige Werftleitung scheiterte an den Vorgaben der Wirtschaftlichkeit – statt mehreren 1000

Beschäftigten sind es dort heute nur noch einige Hundert. Und schließlich haben die Polen eine völlig andere Wahrnehmung im Umgang mit der Atomkraft. Das geplante Kernkraftwerk, das eventuell in der Region Danzig bis 2020 entstehen wird, sehen sie als nötig zur Entwicklung des Landes. Die Ausstellung „Es begann in Gdansk.

Solidarnosc – die kollektive Furchtlosigkeit“ ist im Museum Schwarzes Roß in Hilpoltstein bis zum 30. April zu sehen. Informationen gibt es beim Museum Schwarzes Roß, Telefon 09174 / 978-507, oder beim Amt für Kultur und Tourismus, Maria-Dorothea-Straße 8, 91161 Hilpoltstein, Telefon 09174/978-505519. (KK)

Noch ist Polen nicht verloren

Vielmehr kann ein jeder ein schönes Stück davon für sich gewinnen:
er-fahren, er-wandern, er-leben



Kommet zuhauf! Der polnische Installateur, attraktiv bis in den Hosenträger, er bleibt und lädt ein Bild: Touristikwerbung

An einem einzigen Tag um die ganze Welt reisen, Spaß, Action und Spannung für die ganze Familie am Wochenende und Information und Inspiration für den nächsten Urlaub – mit all diesen Versprechungen lud die weltweit größte Reisemesse ITB Berlin in die Messehallen ein. Partnerland war in diesem Jahr Polen.

„Die diesjährige ITB gehört Polen“, sagte Taleb Rifai, der Generalsekretär der World

Tourism Organisation, bei der Eröffnung der Reisemesse. Denn Polen ist das besondere Partnerland der ITB. Seit mittlerweile 40 Jahren ist dieser Nachbar Deutschlands auf der Internationalen Touristikbörse in Berlin vertreten. Polen ist stolz darauf, stellt sich modern in 3D-Technik vor und will neue Zielgruppen erreichen. Adam Giersz, der polnische Minister für Sport und Tourismus, wollte diese außergewöhnliche Chance nutzen und ein neues Image von Polen vorstellen: „Wir wollen nicht nur sentimentale Reiselust der älteren Generation erwecken. Mit unserem neuen Konzept wollen wir vor allem jüngere Menschen ansprechen und sie als Touristen für unser Land gewinnen“, unterstreicht er.

Tourismus macht die Welt schöner. Denn überall, wo Tourismusstandorte entstehen, wird die Umgebung ansprechend gestaltet. Hier begegnen sich die Leute, es kommt zum kulturellen und gesellschaftlichen Austausch. Polen will die Welt auch schöner gestalten und für die Nachhaltigkeit der Branche sorgen. Schon jetzt wird Werbung für die Fußball-Europameisterschaft 2012 gemacht. Das Land rechnet mit etwa einer halben Million Touristen mehr als in einem normalen Jahr. Warschau, Posen, Breslau und Danzig, die vier polnischen Städte, wo die Spiele der Euro 2012 stattfinden werden,

bereiten ein besonderes Programm vor. Es soll nicht nur die Fußballfans ansprechen. Adam Giersz fände es schade, wenn Touristen nur für ein Fußballspiel kämen, und ergänzt: „Wir wollen, daß sie länger bleiben und die jeweilige Region besuchen. In der Hotelbranche und was die Infrastruktur angeht, bieten wir europäische Standards an. Dazu ist Polen kulturell und landschaftlich vielfältig. Wir haben Berge und wir haben die Ostsee und ein breites Angebot dazwischen.“

Reisen bildet und kann beim Abbau von Klischees helfen. Rainer Brüderle, der Bundesminister für Wirtschaft und Technologie, sprach die politisch-wirtschaftliche und soziale Ebene der Beziehungen zwischen Deutschland und Polen an: „In der zweiten Hälfte dieses Jahres hat Polen die Ratspräsidentschaft in der EU, also quasi die Führung Europas inne“, erinnerte Brüderle und unterstrich dabei, daß beide Länder politisch, aber auch in dem breiten Wirtschaftsfeld glänzend zusammenarbeiten. Auch der Tourismus zwischen Polen und Deutschland floriere: „Viele Deutsche sind neugierig auf ihr Nachbarland, nutzen die Möglichkeiten, Polen kennenzulernen. Das Land präsentiert sich hier als ein traumhaftes Reiseziel. Die Menschen in Polen haben diese unwiderstehliche Mischung aus Herz-

lichkeit, Höflichkeit, Charme und Tiefgang.“ All dies führe die beiden Völker weiter zusammen und fasziniere alle.

Reizvoll ist auch die polnische Küche. Rechtzeitig zu der Internationalen Touristikbörse und parallel zu der Fotoausstellung „Polen entdecken“ veranstaltete Hotel Steigenberger, Berlin, die „Woche der polnischen Küche“. Angeboten wurde das Beste aus dem Wasser, der Luft und dem Wald. Das Küchenteam des Schloßhotels Galiny in Masuren überraschte in der Bundeshauptstadt mit polnischen Spezialitäten. Joanna Mijalska-Palyska, Inhaberin des Schloßkomplexes Galiny, stellte ein sich alle drei Tage änderndes Menü vor und hob dabei ihr Lieblingsgericht hervor: „Etwas ganz Besonderes unter allen Gerichten ist die polnische Ente, wohlschmeckend und wohlbekannt. Alles, was wir anbieten, Kräuter, Obst, Gemüse und Fleisch, stammt aus ökologischem Anbau. Und die Marke Masuren steht für ausgezeichnete, gesunde regionale Küche.“

Polen regt die Phantasie an und begeistert. Jede Jahreszeit ist geeignet für einen Urlaub. Und Polen heißt jeden willkommen. Interessante Tourismuseiden für das Land finden sich unter www.poland.travel/de.

Arkadiusz Luba (KK)

wer@heimat.wo

Wer im Netz Halt sucht, verheddert sich

Der Laptop lag auf dem Boden, der Bildschirm wurde gnadenlos blau, alle Segelboote waren untergegangen, und es war still. Mein Sohn umarmte mich, wir standen da wie beim Begräbnis. Jemand ganz Nahestehender, ein täglicher Begleiter hatte mich verlassen, und seine Abwesenheit stieß mich in die Vorzeit zurück. Ein Urmensch hämmerte wild auf der toten Tastatur herum, ausgestoßen von der globalen Gemeinschaft

fiel ich durch die Maschen des Netzes in eine kalte, haltlose Welt. Keine Datei, keine Mail, keine Liebe, keine Freundschaft, keine Arbeit. Mein Trauma des Exils meldete sich, die Verlustangst weckte alte Bilder vom Kalten Krieg: die Todeszone, der Eiserner Vorhang, die weite träge Donau, das Heimweh, und ich war wieder sprachlos und mußte bei den strengen Eidgenossen bei Null anfangen.



Blumig und doch so übersichtlich: die Welt einer Banater Schwäbin, fotografiert von Frank Gaudlitz Bild: siehe nächste Seite

In einem Hinterhof beim Bahnhof nahm sich ein junger Secondo meiner Reintegration an. Das Genie lebt versteckt, hat kein scharfgeschnittenes edles Rittergesicht, und doch rettet er Unglückliche vor dem Verschwinden in der netzlosen Leere. Bescheiden ist er, meinen Gefühlsüberschwang, als ich die vertrauten Dateien als weiße Segel auf dem Bildschirm erblickte, nahm er zurückhaltend entgegen. Bloß ein scheues Lächeln, dieser Fluchthelfer ahnt nicht, daß er Ertrinkende aus den Fluten zieht, aus dem Nichts die Welt erschafft, die Verwirrten zum Kern des Seins zurückführt. Eine Medaille müsste man ihm verleihen, sein Name soll zum Begriff der Güte in den *Modern Times* werden, die unscheinbare dickliche Gestalt der Jugend als Vorbild dienen. Mit dem wieder zum Leben erweckten zarten Gerät auf dem Gepäckträger radelte ich nach Hause, fest entschlossen, daß unterwegs eher ein Lastwagen umkippen als der Laptop vom Rad fallen sollte.

Bald darauf mußte ich wieder Abschied nehmen von ihm, begab mich auf Lesereise in

meine alte Heimat, wachte jeden Morgen in einem anderen Zimmer ohne Internetanschluß auf. Sah ich auf der Straße Schilder mit Pekárna, Cukrárna (Bäckerei, Süßwaren), roch ich wieder die Kindheit und verdrückte süsse Mehlspeisen mit Unmengen Mohn. Doch der berauschende mitteleuropäische Mohnkult konnte nicht mehr mit der Euphorie konkurrieren, die mich auf der Straße irgendeiner tschechischen oder slowakischen Stadt beim Anblick eines gelben Schildes @internet überflutete. Das Belohnungssystem im Gehirn versprach Süßes, Aufregendes, Glückshormone Schwall um Schwall. Das selektive Gehirn hat offenbar nur gute Erfahrungen aus dem digitalen Raum gespeichert.

Früher, vor der grauen Zeit des Internets, galt das Glücksgefühl jenem Gerät, aus dem ein Klingeln kam. War ich auf Reportage über die Mafia im russischen Fernen Osten, starrte ich im Büro des Paten auf das süße schwarze Ding auf seinem Schreibtisch und fragte zitternd, schon tagelang auf Entzug, ob ich anrufen dürfe. Er nickte, und ich bekam meine Dosis. Oder das Glückshormon überschüttete mich bei dem metallenen Geräusch des Auf- und Zuklappens von Briefkästen, wenn in der Basler Friedensgasse um 11 Uhr der Briefträger vorbeikam. Später erkannte das Belohnungssystem das piepsende Geräusch des Faxgeräts.

Angekommen im Büro einer Universitätsdozentin, eines Radioredakteurs, meiner tschechischen oder slowakischen Verlegerin, fragte ich in diesem Winter immer wieder beschämt, ob ich meine Mails checken dürfe, im sehnlichen Verlangen nach einer Viertelstunde digitaler Intimität. Ich überspielte die Aufregung über das bevorstehende Glück, das aus der @heimat zu kommen versprach, bemüht, kühl zu wirken wie eine Geschäftsfrau, die bloß Termine im Kopf hat. Dabei trage ich die globale Vernetzung im Herzen, nein, umgekehrt, die feinen Gefäße umspannen das pochende kollektive Herz selbst.

Irena Brezná (KK)

Rückständig? Lebendig

Frank Gaudlitz gönnt Menschen in Südosteuropa den zweiten Blick

Die EU hat in den letzten Jahren den Donauraum als historisch gewachsene Einheit wiederentdeckt. Seit 2009 wird an einer „europäischen Donaustrategie“ gearbeitet. Das Land Baden-Württemberg – und hier insbesondere die Stadt Ulm – ist an dem Vorhaben aktiv beteiligt. Mit der Ausstellung „Casa Mare“ (rumänisch für großes Haus, gute Stube) wird ein wichtiger Schritt zur Annäherung an diesen geographischen Raum unternommen. Ulm ist übrigens die erste süddeutsche Stadt, in der die Sonderausstellung gezeigt wird. Es handelt sich um ein Projekt der Koordinierung Ostmittel- und Südosteuropa am Museum Europäischer Kulturen, Staatliche Museen zu Berlin, das vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien sowie von der Stiftung Kunstfonds Bonn gefördert wurde.

Zu sehen sind Fotografien, die der 1958 in Vetschau/Spreewald geborene Frank Gaudlitz in einer Zeitspanne von rund zwei Jahren während seiner Reisen durch südosteuropäische Länder aufgenommen hat. Im Mittelpunkt stehen Menschen unterschiedlicher Ethnien und Konfessionen, die in ihrer „guten Stube“ für den Fotografen posierten. Wer allerdings Schnapshots aus dem Alltagsleben der Bewohner erwartet, wird eines Besseren belehrt. Der Fotograf hat die Menschen aus den multiethnischen Regionen Rumänien und Südwestungarn, aus der Schwäbischen Türkei, Serbien und der Republik Moldau aufgefordert, sich fein „herauszuputzen“ und sich in ihrer privaten Umgebung zu zeigen. Viele wählten als Hintergrund die „gute Stube“, die in der Regel feierlichen Anlässen vorbehalten ist.

Bei einem Rundgang durch die Ausstellung ist festzustellen, daß die jungen und alten Frauen und Männer verschiedenen Bildungs- und Gesellschaftsschichten sowie allen möglichen Berufsgruppen angehören. Auch

die Räumlichkeiten sind unterschiedlich dekoriert, je nach den kulturellen Traditionen, die in der Region herrschen. Unter den Porträtierten befinden sich Deutsche, Rumänen, Ungarn, Tataren, Türken und Serben.

Die Fotoschau „Casa Mare“ ist im DZM Ulm noch bis zum 26. Juni 2011 zu besichtigen.

Ausstellungsbegleitend wird eine Lesung mit dem Langenauer Literaturquartett „LaLit“ angeboten, die am 26. April und am 22. Mai in der Ausstellung stattfindet. Unter dem Motto „Mir war, als hätte ich ein verlorenes Paradies entdeckt“, stellen zeitgenössische Autorinnen und Autoren die Eindrücke einer literarischen Reise durch Europas Südosten vor. Sie beschreiben ein „Europa der Andersartigkeit und gleichzeitig der Verlockung, eine scheinbar rückständige und doch so menschliche Welt“. (KK)

Anzug und Glieder mögen steif sein, das Gesicht ist es nicht: ein Rumäne in seiner guten Stube Bilder aus der Ausstellung



Sie lehren lesen

Siebenbürgisch-Sächsischer Kulturpreis für P. Motzan und S. Sienerth

Der Siebenbürgisch-Sächsische Kulturpreis, die höchste von Siebenbürger Sachsen vergebene Ehrung für wissenschaftliche und künstlerische Leistungen, wurde für das Jahr 2011 zu gleichen Teilen den Germanisten und Literaturwissenschaftlern Prof. h. c. Dr. Stefan Sienerth und Prof. h. c. Dr. Peter Motzan zuerkannt. Der Preis wird in feierlichem Rahmen am Pfingstsonntag während des Heimattages der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl verliehen.

Die beiden Preisträger Stefan Sienerth und Peter Motzan haben in Lehre und Forschung, als Autoren und Mitverfasser, als Herausgeber und Mitherausgeber von jeweils über 30 Büchern und zahlreichen Studien und Aufsätzen, aber auch als Mitglieder wissenschaftlicher Kollegien und Einrichtungen entscheidende Beiträge insbesondere zur deutschen Literatur in Siebenbürgen und zu deren Geschichte erbracht.

Vorrangig die neuere deutsche Literatur betreffen die Beiträge von Peter Motzan, der, 1946 in Hermannstadt geboren, Hoch-

schulassistent und Dozent an der Universität Klausenburg und nach der Ausreise Vertretungsprofessor an der Universität Marburg war, wissenschaftlicher Mitarbeiter – seit 2006 stellvertretender Direktor – des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (damals Südostdeutsches Kulturwerk) und Lehrbeauftragter der Universität München ist.

1948 in Durles geboren, war Stefan Sienerth Hochschulassistent an den Hochschulen in Neumarkt und Hermannstadt, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut für Sozial- und Geisteswissenschaften in Hermannstadt. Nach der Ausreise 1990 wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter – seit 2005 Direktor – des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas und ist Lehrbeauftragter der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seine Beiträge reichen zurück bis zu den Anfängen der deutschen Literatur in Siebenbürgen, wobei er sich auch um die Dokumentation und Erforschung der siebenbürgisch-sächsischen Mundart verdient gemacht hat. (KK)

Angela Merkel ist in Polen zur „Politikerin des Jahres“ 2010 gekürt worden.

In einer Umfrage des Instituts CBOS erreichte die Bundeskanzlerin in der Kategorie ausländischer Politiker mit zwölf Prozent aller Nennungen den ersten Platz vor dem amerikanischen Präsidenten Obama, der von neun Prozent der Befragten genannt wurde. Im inländischen Wettbewerb siegte das liberalkonservative Lager mit Ministerpräsident Tusk (elf Prozent) und Präsident Komorowski (zehn Prozent). Im Frühjahr 2010 hatte eine Umfrage gezeigt, daß nur noch 14 Prozent der befragten Polen Deutschland für eine Bedrohung halten; noch 1990 waren es 88 Prozent gewesen. (F.A.Z.)

Polnische Projekttag für Schulen in Nordrhein-Westfalen organisiert das Polnische Institut Düsseldorf im Rahmen des 20jährigen Jubiläums des Deutsch-Polnischen Jugendwerks und des Jubiläumsprojekts „dzien.de/der-tag.pl“ mit Förderung des Landes NRW. Am 19. und 26. Mai und dem 16. Juni stehen von 9.45 bis 16.45 Uhr deutsch-polnische Geschichte, Politik, Polen – Deutschland – EU, Landeskunde Polen, Schnupperkurs Polnisch und polnische Literatur auf dem Programm. (KK)

Bücher und Medien

Fragen, mahnen, künden von „bleibenden Dingen“

Leonore Krenzlin und Klaus Weigelt (Hg.): Ernst Wiechert im Gespräch. Begegnungen und Einblicke in sein Werk. Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Band 4, Berlin/New York 2010, 301 S.

Die 1989 gegründete Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG) ist bereits mit drei Bänden in ihrer Schriftenreihe an die Öffentlichkeit getreten. 1993 erschien „Ernst Wiechert heute“, 1999 „Zuspruch und Tröstung“ und 2002 „Von bleibenden Dingen“. (Diese Sammelbände wurden in einem Selbstverlag in Frankfurt a. M. gedruckt.) Ihre hohe Qualität führte dazu, daß der renommierte Literaturverlag de Gruyter an die IEWG herantrat, um die Gesellschaft für weitere Publikationen zu gewinnen. Das ist mit dem jetzt vorliegenden Band 4 in überzeugender Weise gelungen.

Die beiden Herausgeber sind Vorstandsmitglieder der IEWG, Weigelt darüber hinaus Gründungsmitglied. Er schildert im Eingangartikel unter dem Titel „Ernst Wiechert in der Gegenwart“ die über 20jährige Geschichte der Gesellschaft, die seit 1998 auch Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften (ALG) in Berlin ist.

Der Sammelband enthält 14 Beiträge in den zwei Teilen: „Zeit und Zeitgenossen“ und „Einblicke in Wiecherts Werk“. Die Berliner Literaturwissenschaftlerin Leonore Krenzlin steuert für beide Teile drei entscheidende Aufsätze bei. So beschreibt sie in einfühlsamer Weise das zwischen Animosität und Einsicht gespannte Verhältnis zwischen Thomas Mann und Ernst Wiechert. Thomas Mann hat nach dem Krieg seine ursprünglich auch gegen Wiechert gerichtete „Vorein-

genommenheit gegen die Innere Emigration zugunsten einer künftigen Verständigung ... beiseite gelegt“. Als literaturwissenschaftlicher Höhepunkt ist die Auseinandersetzung mit Wiecherts unveröffentlichtem Romanerstling „Der Buchenhügel“ zu werten, dessen schwer zu lesendes, 500 Seiten starkes Manuskript im Archiv des Museums Stadt Königsberg von Leonore Krenzlin transkribiert wurde. Unter dem verheißungsvollen Titel „Geisterreigen und Masurenschwermut“ setzt sie sich mit Wiecherts Erstwerk auseinander und fügt ihrem Aufsatz aufschlußreiche Leseproben aus dem Roman bei. Schließlich befaßt sich Leonore Krenzlin in „Respektverweigerung und Entwurf eines Gegenwelt“ mit dem spannenden und oft auch humorvollen Roman „Der Exote“.

Der frühere Vorsitzende der IEWG (1997–2002) und Ernst-Wiechert-Preisträger der Stadtgemeinschaft Königsberg (2009), Hans-Martin Pleßke, hat zu Ernst Wiecherts Verhältnis zu Schriftstellerkollegen seiner Zeit einen umfang- und kenntnisreichen Beitrag geleistet. Pleßke war mehr als vierzig Jahre wissenschaftlicher Bibliotheksrat an der Leipziger Bucherei, wo er schon in den 1950er Jahren über Wiechert publizierte. Im August 2010 ist er verstorben und hat das Erscheinen dieses Buches nicht mehr erlebt.

Weitere bemerkenswerte Aufsätze des ersten Teiles sind zum einen die aufschlußreichen Forschungsergebnisse zu Ernst Wiechert in der Königsberger Schulpolitik gegen Ende der Weimarer Republik, die Christian Tilitzki unter dem Thema „Abschied vom Hufengymnasium“ vorlegt. Daneben findet der Leser einen interessanten Beitrag des evangelisch-reformierten Theologen Jürgen Fangmeier über „Katholisches bei Ernst Wiechert?“. Ergänzt werden die Arbeiten durch die neue Wege beschreitende Ana-

lyse des polnischen Germanisten Marcin Golaszewski über „August Graf von Galen und Ernst Wiechert“, und die Dokumentation des Wiechert-Sammlers Werner Kotte, der sechs Beispiele von Illustrationen zu Werken des Dichters kommentiert.

Die Werkanalysen des zweiten Teiles behandeln die Novelle „Die Gebärde“, die Matthias Büttner als „Mahnung zur Menschlichkeit“ interpretiert, die Gestalten von Vätern und das Bild des Lehrers im Werk von Ernst Wiechert, die von der Germanistin Bärbel Beutner, der Vorsitzenden der IEWG, detailliert bearbeitet werden, ergänzt von Jürgen Fangmeier, der sich mit dem Kind in Ernst Wiecherts Novellen befaßt. Den Abschluß des Sammelbandes bildet unter dem Titel „Offenbarung und Eingang in eine andere Welt“ eine profunde Auseinandersetzung mit dem das Werk des Dichters durchziehenden Leitmotiv „Leiden und Erlösung“.

Der Band enthält viel Neues, auch für den Kenner der Werke Ernst Wiecherts, viel Überraschendes und Aufschlußreiches. Die Aufsätze unterstreichen nicht nur die Tatsache, daß Ernst Wiechert auch heute noch im Gespräch ist, sondern auch seine ungebrochene Aktualität, übrigens auch im internationalen Rahmen; das beweisen die zahlreichen Übersetzungen seiner Werke in viele Sprachen. 2012 steht der 125. Geburtstag des Dichters bevor. Man darf gespannt sein, was über Ernst Wiechert bis dahin noch zu hören sein wird.

Joachim Hensel (KK)

Einen Begriff begreifen

Annemarie Weber: Rumäniendeutsche? Diskurse zur Gruppenidentität einer Minderheit (1944–1971), Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2010, 342 S., 44,90 Euro

Wer als Deutscher in Rumänien geboren wurde, bezeichnete sich meist auch so, und

auch für die Mehrheit der Bevölkerung war man „german“ oder umgangssprachlicher „neamt“. Mit der Übersiedlung nach Deutschland bekam man den Stempel Rumäniendeutscher aufgedrückt. Dabei ist der Begriff vielleicht sogar ein Import aus Rumänien. Annemarie Weber hat sich in mehrjähriger Forschungsarbeit mit der Entstehungsgeschichte dieses Begriffs in Rumänien befaßt und darüber promoviert. Jüngst ist das Buch dazu im Böhlau Verlag erschienen. Das gewichtige Werk vereint eine akribische Recherche in mehreren Zeitungen und Wochenschriften: die „Kirchlichen Blätter“, „Die Freiheit“, die „Temesvarer Zeitung“ und vor allem der „Neue Weg“ aus den Jahren 1949–1971.

Ausgegangen ist die Autorin von ihrer Feststellung, daß die „rumäniendeutsche Literatur“ erst Anfang der 1970er Jahre „sich gleichsam selbst erfunden“ habe, als Beschreibungsmerkmal einer selbstbewußten Generation junger Schreibender. Wer aber hat den Begriff ins Spiel gebracht? Dem galt es nachzuspüren.

Davor gab es hierfür die Bezeichnungen „Literatur der deutschen mitwohnenden Nationalität“, und noch früher „deutsches Schrifttum der Rumänischen Volksrepublik“ oder aber „deutsche Gegenwartsliteratur der RVR“. Später umfaßte der Begriff neben der siebenbürgisch-sächsischen und banat-schwäbischen auch die bukowinadeutsche Literatur der Zwischenkriegszeit – damals hatte die Bukowina zu Rumänien gehört.

So stellt Weber fest, daß „die Rumäniendeutschen“ ein Ergebnis der rumäniendeutschen Literaturgeschichtsschreibung sind: „... sie wurden in literaturhistorischen Zuordnungen als Träger dieser Literatur benötigt und kommen außerhalb des literarischen Diskurses bis einschließlich 1971 in der Publizistik nicht vor“. Die rumäniendeutsche Literatur selbst wird 1971 zu einem Identifikationsbegriff einer jungen publizistischen Elite, indem sie sich von der Heimatliteratur der Sachsen und Schwaben

abgrenzt und ihre Zugehörigkeit zum Rumänien Ceausescus artikuliert.

Die Rumäniendeutschen sind also eine Erfindung der Literaten und somit chronologisch jünger als die gleichnamige Literatur. Letztere wurde vom Bukarester Germanisten Heinz Stanesco 1966 zum ersten Mal erwähnt. Doch wurden sie umgehend in den deutschsprachigen politischen und literarischen Diskurs jener Zeit aufgenommen, bemerkt die Autorin und spricht gar von einem Mythos.

Um zu diesen Schlüssen zu gelangen, analysiert die Autorin die erwähnten Publikationen sehr genau und beschreibt die einzelnen Diskurse, die sie mit zahlreichen Textstellen belegt. Ergänzt wird die Zeitungsrecherche durch ein Kapitel über den sozialistischen Realismus. Annemarie Weber erwähnt die nationalen Akzente der Zwischenkriegsliteratur, beschreibt, wie sich die nationalsozialistische „volksdeutsche“ Ideologie des sächsischen Nationalbewußtseins zu bemächtigen versuchte, etwa in den „Kirchlichen Blättern“. Hier stellt sie auch, wo es um die Schuldfrage geht, einen Rechtfertigungsdiskurs fest. Ganz anders bei der sozialdemokratischen „Freiheit“ in Temeswar, wo Weber einen Gerechtigkeitsdiskurs diagnostiziert, der Juden und Deutsche auf die gleiche Stufe stellt. Aber auch hier wird die Unschuld der Gruppe, der Deutschen in Rumänien, behauptet und dementsprechend ihre ungerechte Bestrafung angeklagt. Der Hauptteil der Arbeit widmet sich dem „Neuen Weg“. Erst das letzte Kapitel dieser ausführlichen Analyse behandelt, neben der Einleitung, die rumäniendeutsche Literatur.

Die Autorin war Redakteurin der als „Hermannstädter Zeitung“ gegründeten „Woche“, später der Kronstädter „Karpatenrundschau“ – ihr Insiderblick kommt der Arbeit zugute. Die Recherche zeugt von großem Fachwissen und der Liebe zum Detail.

Und so würde man sich wünschen, daß die Arbeit, die nur bis ins Jahr 1971 geht, fort-

gesetzt wird und zutage fördert, wie der Begriff sich später durchgesetzt hat bzw. wie er nun teils in Zweifel gezogen wird, etwa von Peter Motzan: „Die Attribuierung rumäniendeutsch, die neben anderen Identitätsabstempelungen wie ‚deutschstämmige Rumänen‘, ‚deutsch-rumänische‘ Autoren oder gar ‚deutsch schreibende Rumänen‘ als Markenzeichen durch die Medien flimmerte, empfinden sie [die so apostrophierten Autoren] als restriktive Zuordnung, ihr Selbstbehauptungswille zielt auf ästhetische Bewertung ohne Rabatt.“

Edith Ottschofski (KK)

„... durch vieljährige mühsame Reisen collagiret“

Angelika Marsch: Friedrich Bernhard Werner (1690–1776). Corpus seiner europäischen Städteansichten, illustrierten Reisemanuskripte und der Topographien von Schlesien und Böhmen-Mähren. Anton H. Konrad Verlag, 89264 Weißenhorn, XXIV und 674 Seiten, 985 Abbildungen, 128 Euro

Der 1690 im Kamenzer Stiftsdorf Reichenau geborene, 1776 in Breslau gestorbene Friedrich Bernhard Werner gilt als der „produktivste europäische Ansichtenzeichner der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. Er hat, vor allem in jungen Jahren, ganz Mitteleuropa von der Nordsee bis Sizilien und vom Baltikum bis Frankreich durchreist – teilweise unter abenteuerlichen Umständen, die er in seiner hier mit abgedruckten Autobiographie anschaulich beschreibt – und dabei, in gekonnter Manier und mit großer Präzision, Tausende von Zeichnungen mit Städteansichten und Bauwerken aller Art in rund 1750 Orten angefertigt.

Über 3500 dieser Zeichnungen, einschließlich der vorhandenen Kopien über 5000, hat

die Autorin europaweit in 68 Sammlungen in jahrelanger, mühevoller Arbeit ermittelt, mit allen nötigen Angaben versehen registriert sowie privat kopiert, so daß der vorliegende voluminöse, großformatige Band das Gesamtwerk Werners in eindrucksvoller Weise dokumentiert und für die künftigen Benutzer mustergültig aufbereitet.

Seiner schlesischen Heimat hat Werner überdies einen unschätzbaren Dienst dadurch erwiesen, daß er sie in Bild und Wort porträtiert hat in einer eigenen „Topographie Schlesiens ...“, das ist Präsentation und Beschreibung derer Städte, Flecken, Klöster, Schlösser, Rittersitze und adlichen Häusern, Gärten, Kirchen, Dorfschafften etc., durch vieljährige mühsame Reisen colligiret oder zusammengetragen“. Hinzu kommt eine separate Topographie der Grafschaft Glatz, die erst 1742 an Schlesien fiel, sowie eine Serie der evangelischen schlesischen Friedens-, Gnaden- und Bethauskirchen. Werner wollte nach eigenen Worten bewußt etwas für sein Heimatland tun: „Wir haben gewisse Verbindlichkeiten gegen unser Vaterland, unter welche mit Recht die Pflicht gehöret, alle merckwürdigen Begebenheiten, so sich darinnen zugetragen, auf die Nachwelt fort zu pflanzen.“

Das von Angelika Marsch erstellte Gesamtverzeichnis der Ansichten Schlesiens nennt 746 Orte mit 1470 Ansichten, von denen 106 auf Breslau entfallen. Viele von ihnen sind in kleinerem oder größerem Format im Buch abgebildet. Hinzu kommen ausführliche textliche Detailinformationen sowie hilfreiche Konkordanzen der Ortsnamen.

Wer wissen möchte, wie Schlesien um die Mitte des 18. Jahrhunderts ausgesehen hat, voran seine vielen Klöster, Dom-, Pfarr- und Wallfahrtskirchen, wird nach diesem Dokumentarband greifen. Er ist ein Jahrhundertwerk, eine Schatzgrube ohnegleichen, für die wir nach Friedrich Bernhard Werner seiner Erbverweserin Angelika Marsch nicht genug danken können.

Josef Joachim Menzel (KK)

Selbst traumatische Erinnerungen können verbinden

Die Premiere eines Kinodokumentarfilms unter dem Titel „Aber das Leben geht weiter“, gefördert mit Mitteln des BKM und der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, findet auf dem Neissefilmfestival vom 4. bis zum 8. Mai im deutsch-polnisch-tschechischen Dreiländereck statt. Ab dem 19. Mai wird der Film dann bundesweit in Programmkinos zu sehen sein. Auch Vertriebenenorganisationen sowie Deutsch-Polnische Gesellschaften haben bereits ihre Unterstützung zugesagt. Außerdem hat der Leiter der Kinemathek im Deutschen Historischen Museum in Berlin den Film begutachtet und wird ihn im Juni präsentieren. Dies wird in Kooperation mit der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung geschehen, die den Film gesichtet hat und ihn als sehr sehenswert betrachtet.

Der Film von Karin Kaper und Dirk Szusziens wird neben den Kinovorführungen auch in vielen Sonderveranstaltungen zu sehen sein. Es ist geplant, die Dokumentation das ganze Jahr über einzusetzen.

Drei polnische und drei deutsche Frauen aus mehreren Generationen, deren Familiengeschichten sich nach Ende des Zweiten Weltkrieges auf dramatische Art kreuzen, setzen zum Thema Flucht und Vertreibung bewußt ein Zeichen der Annäherung. Der Film erzählt sehr privat ein jahrzehntelanges besonderes Kapitel in den deutsch-polnischen Beziehungen. Kommentarlos kommen die Frauen zu Wort und lassen den Betrachter Anteil nehmen an ihrer subjektiven Sicht der Ereignisse. Entstanden ist ein Film über Heimat, Krieg, über das Überleben in der Fremde, darüber, wie die große Geschichte in das Dasein der Menschen hineinblitzt und die Lebensbahnen durcheinanderwirbelt.

Ilse Kaper, die Mutter der Regisseurin, ist 1931 geboren. Ihre einzig noch lebende

Schwester, Hertha Christ, ist sechs Jahre älter. Sie sind Töchter des Bauernpaares Hedwig und Gustav Queißer, das den seit Generationen in Familienbesitz befindlichen Hof 25 km östlich von Görlitz bewirtschaftete, in dem damaligen Dorf Niederlinde, heute Platerówka.

Lange blieb Niederlinde von Kampfhandlungen verschont, bis im März 1945 die Katastrophe über die Familie hereinbrach. Das Dorf flüchtete mit Sack und Pack vor den heranrückenden Einheiten der Roten Armee. Der Vormarsch geriet ins Stocken, die Menschen kehrten zurück. Auf dem Rückzug nach Westen quartierte sich die Pfrundsberger SS im Dorf ein. Als die Front näher rückte, sprengte sie die Brücken im Dorf und zog ab. Die Bevölkerung allerdings konnte dem Einmarsch der Roten Armee nicht mehr entkommen. Im Juni 1945 schickte diese die Deutschen über die Neiße, um vor der Ankunft der polnischen Neusiedler alles Wertvolle in Ruhe abtransportieren zu können. Der Familie Queißer war nicht bewußt, daß ihr Heimatdorf Polen zugesprochen wurde. Nochmals kehrten sie zurück, begannen die Ernte einzuholen, bis die polnische Miliz ins Dorf kam.

Edwarda Zukowska mußte sechzehnjährig als Mitglied einer sechsköpfigen Bauernfamilie miterleben, wie die sowjetische Armee sie am 10. Februar 1940 alle aus ihrem Dorf in den ehemaligen Ostgebieten Polens vertrieb und nach Sibirien zur Zwangsarbeit deportierte. Nach dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion amnestierte Stalin zunächst die in den Lagern vegetierenden Polen. Für Edwardas Familie begann eine Odyssee, die sie bis nach Kirgistan führte. 1943 erhielt sie den Einberufungsbefehl in die Rote Armee. Später erlebte sie ohnmächtig den Untergang Warschaus. Nach Ende des Krieges bekam sie den Marschbefehl, sich in dem niederschlesischen Dorf Niederlinde einzufinden. Ihrerseits der Heimat beraubt, sollte sie nun mit dem Hof der Familie Queißer entschädigt werden. Es ge-

lang ihr, ihre Familie aus Kirgistan nachkommen zu lassen.

Ein Jahr noch lebten die Queißers zusammen mit Edwardas Vater auf ihrem Hof. Das Zusammenleben war äußerst schwierig, aber geprägt von seltenem menschlichen Mitempfinden. Im Juni 1946 wurden die Deutschen endgültig aus dem Dorf vertrieben, nach langer Irrfahrt landete Familie Queißer in Syke bei Bremen. Die Töchter überlebten als Mägde und billige Arbeitskräfte, sorgten dann bald für das „Deutsche Wirtschaftswunder“, während Edwarda und ihre Familie in die Zwänge neuer kollektiv geführter Landwirtschaft geriet.

Der Film berücksichtigt nicht nur diese wichtigen historischen Aspekte, er wirft auch ein Licht auf die Entwicklungen der Nachkriegszeit sowie spätere Jahrzehnte bis heute. Karin Kaper erinnert an die erste gemeinsame Reise 1975 mit ihrer Mutter in deren Heimatdorf, das nun Platerówka heißt. Maria Wojewoda, die Tochter Edwardas, verkörpert die erste polnische in Platerówka geborene Generation. Und Gabriela Matniszewska, die Enkelin Edwardas, vollzieht den Sprung aus der Gegenwart heraus in eine deutsch-polnische Zukunft, die im Bewußtsein der historischen Verantwortung neue Möglichkeiten eröffnet.

Kontakt und Information: Karin Kaper Film, Naunynstraße 41a, 10999 Berlin, Telefon 030 / 6150 7722, www.karinkaper.com.

(KK)

Mit dem wichtigsten tschechischen Literaturpreis, **Magnesia Litera**, der zum 10. Mal vergeben wurde, ist die tschechische Schriftstellerin **Radka Denemarková**, die ihn schon 2007 für ihr Buch „Ein herrlicher Flecken Erde“ und 2009 für eine Biographie erhalten hat, nun als Übersetzerin von **Herta Müllers** Roman „Die Atemschaukel“ geehrt worden.

(KK)

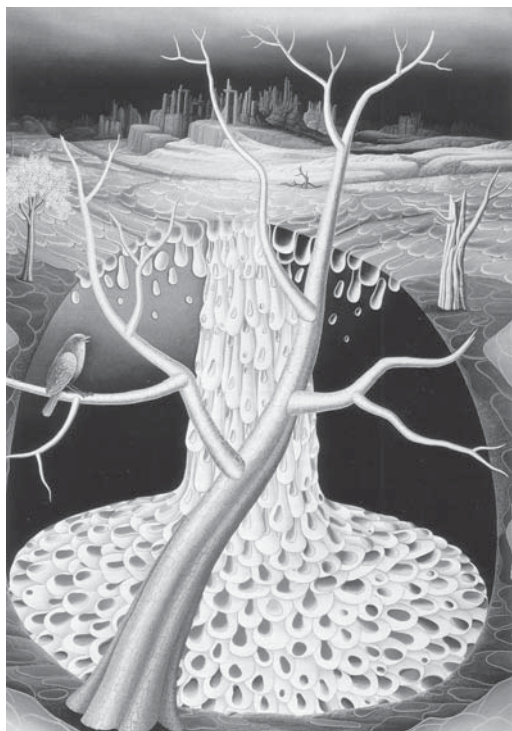
Anleitung zum bewußten Leben

Im sozialistischen Dämmer der DDR hat der Dichter Hanns Cibulka vorweggeschrieben, was heute noch erleuchtend wirkt

Hanns Cibulka, der zu den meistgelesenen Schriftstellern der DDR gehörte, wäre am 20. September 2010 neunzig geworden. Aus diesem Anlaß erschien im NOTschriften-Verlag Radebeul ein Gedenkbuch („Ich habe nichts als das Wort“), worin sich namhafte Autoren, u.a. Gerhard Wolf, Uwe Grüning

Wenn man die Welt nicht mehr versteht, muß man sich ein Bild von ihr machen wie Siegbert Hahn, in dessen „Verlust der Farben“ vieles imaginiert ist, was wir uns derzeit unter Verlust vorstellen

Bild: Archiv



sowie die Tochter des Dichters zu seinem lyrischen Œuvre sowie zu seiner umfangreichen Tagebuchproduktion äußern.

Wir erleben eine vielgestaltige Welt, unsere Zeit und ihre Menschen. Ein Strom von Teilnahme und Mitleiden durchleuchtet sie. Hanns Cibulka hat eine Atmosphäre sozialer und kultureller Verantwortung bilden geholfen, und er ist dafür als ein „Jahrhundertzeuge“ bezeichnet worden, der das vergangene Säkulum nicht nur durchlebt, sondern gewissermaßen protokolliert hat. Für ihn waren seine Tagebücher „mehr als Reflexionen, sie sind immer auch Orientierung“ – und somit ein Angebot für einen Gesprächspartner, der sich auf der Suche nach einem „prägnanten Punkt“ und damit einer Anleitung zum bewußten Leben befindet.

Der 2004 verstorbene Schriftsteller, der über dreißig Jahre die Heinrich-Heine-Bibliothek in Gotha geleitet hat, schrieb schon 1982 Reflexionen nieder, die im Hinblick auf die jüngsten Ereignisse in Japan von bestürzender Gegenwärtigkeit sind. So beschreibt Hanns Cibulka die Schönheit der Insel Landschaft Rügens, wobei ihn gleichzeitig der Gedanke quälte, daß der Mensch die technischen Kräfte, die er „anruft“ und in Bewegung setze, nicht beherrschen und im Maßlosen nicht mehr das „rechte Maß“ finden könne.

Damit setzt sich Hanns Cibulka in seinem Rügentagebuch „Swantow“ auseinander, das als das heimliche „Manifest“ der in der DDR aufkeimenden Ökobewegung verstan-

den und zunächst rigoros verboten wurde: Die DDR-Zensur warf dem Querulanten Fortschrittsfeindlichkeit vor, mit der er „den Sinn wissenschaftlicher Arbeit für die Zukunft der Menschheit“ untergrabe. Als das Pamphlet dann doch erscheinen durfte, waren nach drei Tagen die 15 000 Exemplare der Erstauflage vergriffen, und Cibulka hatte in einem Jahr an die 100 Lesetermine in der DDR!

Cibulkas Kritik bezog sich auf das DDR-Kernkraftwerk Lubmin bei Greifswald. In einem diesbezüglichen „Lagebericht“, eingestreut in „Swantow“, heißt es: „Wir, / die auf Wert und Gegenwert aus sind, / wir, / die alles besitzen ... / plötzlich stehen wir da / mit zu wenig Dasein / in der Hand ... / Öllaken treiben auf uns zu ...“ Und weiter: „Es ist und bleibt die Aufgabe des Menschen, dem Le-

ben gerecht zu werden, dafür zu sorgen, daß es ein Wunder bleibt ... Was haben wir mit unserer egoistischen Lebensweise nicht alles schon zugeschüttet? Die schwierigste aller Aufgaben steht uns immer noch bevor: die Revolution gegenüber uns selbst, gegen unsere eigene Trägheit, den Egoismus, das Machtdenken, eine Revolution, die uns lehrt, ganz anders über den Menschen zu denken als bisher. Die Wahrheit ist dem Menschen nicht nur zumutbar, sie ist bereits die Voraussetzung für seine weitere Existenz.“

In seinem letzten Werk, „Späte Jahre“, kurz vor seinem Tod erschienen, spricht Cibulka davon, daß die Klimakatastrophe die Antwort der Natur auf die Habgier des Menschen ist. „Der Mensch mordet sich selbst, allerdings ist es ein Mord auf Zeit.“

Günter Gerstmann (KK)

Wohin gehen wir?

Immer nach Hause, sagte Novalis, und wo das ist, fragen sich die Teilnehmer der Eislinger Josef-Mühlberger-Tage

„Dichters Ort, Dichters Wort“ steht als Titel über den diesjährigen Veranstaltungen der Eislinger Mühlberger-Tage. Der Kunstverein Eislingen, unterstützt von der Stadt, lädt dazu ein, nachzudenken über die vielfältigen Beziehungen von Literatur und Wirklichkeit, speziell von Literatur und den Orten, an denen sie entsteht und von denen sie handelt. Die 9. Mühlberger-Tage finden im Jahr des Eislinger Stadtjubiläums statt: Vor 1150 Jahren wurde die Stadt zum ersten Mal erwähnt, ein Anlaß zur Reflexion über menschliches Zusammenleben, über Verwurzeltheit, aber ebenso über Fremdheit. Dies sind natürlich auch, ja besonders Schwerpunktthemen der Literatur, und nicht zuletzt der Namenspatron von Eislingens literarischer „Biennale“ hat sich aufgrund seiner Lebensgeschichte intensiv mit diesen Fragen beschäftigt.

Zur Eröffnung wird ein neues Heft der re-

nommierten „Spuren“-Reihe vorgestellt, die das Deutsche Literaturarchiv Marbach seit 1988 herausgibt. Tina Stroheker schildert darin die Beziehung Josef Mühlbergers zu Eislingen und Württemberg. Dr. Thomas Schmidt, der Leiter der Arbeitsstelle Literarische Museen des Literaturarchivs, wird mit Tina Stroheker das Heft der Öffentlichkeit präsentieren – wo anders als in Eislingen?

Ein Lesungsabend wird von zwei Autoren bestritten, die sich neben ihrer Arbeit am Gedicht in ihrer direkten Umgebung engagieren, der Poet ist dabei Mahner oder Forscher, der das Bewußtsein für die kulturellen Wurzeln fördern möchte. Der in Berlin geborene Wahl-Konstanzer „Literaturdetektiv“ Peter Salomon und der Dresdner Dichter Thomas Rosenlöcher, beide bundesweit anerkannte Lyriker, garantieren einen unterhaltsamen Abend auf hohem Niveau.



Oskar Kreibich: Josef Mühlberger
Bild aus dem OKR-Band „Profile der Zeit

„Ein Ort für Worte“ ist das Schriftgutarchiv Ostwürttemberg in Lautern bei Heubach, wo

Josef Mühlbergers Nachlaß aufbewahrt wird, aber nicht nur seiner. Eine Fahrt nach Lautern, nicht ohne einen Abstecher zum Bärenbacher Friedhof, dem Ort, wo Josef Mühlbergers Urne beigesetzt worden ist, gilt diesem besonderen Privatarchiv.

„Ein kleiner Grenzverkehr“, so nennt der Germanist Axel Kahrs, Mitglied im P.E.N.-Zentrum Deutschland, seinen Vortrag, in dem er über „Literatur und Wirklichkeit“ sprechen wird. Kahrs, ein profunder Kenner der gegenwärtigen Literaturszene und der Literaturgeschichte, wird an Schriftstellern und ihren Büchern das Thema der Mühlberger-Tage 2011 vertiefen.

Zuletzt findet wie immer die Verleihung des Josef-Mühlberger-Preises statt, diesmal in Heubach-Lautern. Preisträger sind Helena Ulbrechtová und Siegfried Ulbrecht, die Herausgeber einer Nummer der Zeitschrift „Germanoslavica“ aus dem Jahr 2009, die ausschließlich Josef Mühlberger gewidmet war. Informationen unter www.kunstvereineislingen.de, telefonisch: 07161/812122 oder 88881. (KK)

Rocken heißt rütteln – und aufrütteln

Peter Maffay, der deutsche Star aus Siebenbürgen, singt von dem
Einfachen, das schwer zu machen ist

Wofür lohnt es sich zu leben? „Solang ein Mensch an was glauben kann“, antwortet Peter Maffay, „solang ein Mensch weiter fühlen kann, / solange er kämpft, eine Ewigkeit lang / und auf die Liebe schwört, / ist kein Leben verkehrt. / So lang ist es lebenswert.“ Das ist die hauptsächliche Botschaft des aus Kronstadt/Brasov in Siebenbürgen stammenden deutschen Rockstars.

Die emotionale, poetische Substanz spielt in seiner Musik eine wesentliche Rolle. Man begegnet in seinen Konzerten keinerlei Ex-

travaganz, keinem technikgestützten exhibitionistischen Bühnenzauber. Er singt von den großen Themen der zeitgenössischen Menschheit, spricht ihre Schmerzen und Hoffnungen aus, prangert den Haß, die wilde Eigensucht an. Längst nennt ihn die Presse „den Rocker mit Gefühl“.

1963 kam der 14-jährige Peter Alexander Makkay mit seinen Eltern nach Deutschland. Für das Schlagergewerbe nahm er den griffigeren Namen Peter Maffay an. 19 Jahre war Maffay alt, als er mit „The Dukes“ seine erste



Zwei, die es nicht nur wissen wollen, sondern auch tun: Peter Maffay mit seiner Landsfrau Caroline Fernolend aus Deutsch-Weißkirch, die sich für die Revitalisierung Siebenbürgens engagiert

Bild:
Christine
Chiriac

Band gründete, und gerade mal 20, als seine erste Single unter dem Titel „Du“ einen großen Erfolg erzielte.

Trotzdem war sein Weg nach oben beileibe nicht immer eben. Auf seiner Homepage kann man sogar lesen, daß er im Jahre 1982 während eines Auftritts mit Tomaten und Eiern beworfen wurde. Er ist aber ein kämpferisches Gemüt. Ein Mensch muß glauben – das ist für ihn nicht nur ein Vers in einem Lied, sondern seine feste Überzeugung. Er hat mit seiner rockig instrumentierten Gefühllichkeit und der umgangssprachlich formulierten Nachdenklichkeit etwas Neues in der deutschen Musikszene eingeführt und dieses künstlerisch Neue durchgesetzt.

Die berührende Inhalt seiner Lieder und die warme, aufgerauht schwingende Stimme brachten ihm viel Popularität ein. In einer nun schon 40 Jahre währenden erfolgsgelächerten Karriere stand Maffay vierzehn Mal an der Spitze der deutschen Albumcharts. Mehr als 40 Millionen seiner Tonträger wurden bisher verkauft. Und mehr als 700 000 Zuhörer besuchen jährlich seine Konzerte. Für sein Lebenswerk wurde Maffay 2009 mit

einem „Echo“ preisgekrönt, was er jedoch nie als Schlußpunkt aufgefaßt hat. Es gibt für Peter Maffay keine Grenze zwischen Musik und Leben. Seine Unterhaltungsmusik im besten Sinne des Wortes ist nicht nur eingängig, sondern spricht die Leute auch an auf all das, was sie alltäglich oder unterschwellig beschäftigt – oder eben beschäftigen soll.

Den großmütigen Gedanken seiner Lieder entspricht sein politisches und soziales Engagement, die Beteiligung an der Friedensbewegung und an der Verteidigung der Menschenrechte. Breite Resonanz hatten, unter anderen, seine Konzerte zugunsten der Organisation Amnesty International oder der Kinder aus Tschernobyl sowie eine Benefiz-CD für die Opfer der Hungersnot in Äthiopien. Im Geiste der Freundschaft und als Erwidern auf Auswüchse rassistischer Intoleranz konzertierte Maffay zusammen mit schwarzen Musikern aus Afrika, mit Aborigines aus Australien, mit Israelis. Mitschnitte dieser Konzerte wurden in einem erfolgreichen Album unter dem Titel „Begegnungen“ veröffentlicht.

Der Rocker mit Gefühl mag Kinder nicht nur, Peter Maffay ist einer der wenigen Rockmusiker, die für Kinder komponiert haben. In verschiedenen Bearbeitungen wurde sein phantasiepralles musikalisches Märchen „Tabaluga“ auf der Bühne, in Konzerten oder fürs Fernsehen aufgeführt. Die TV-Trickfilmversion der musikalischen Geschichte des grünen Baby-Drachen Tabaluga wurde in über 100 Ländern ausgestrahlt. Unter dem Namen „Tabaluga“ hat Maffay eine Stiftung für traumatisierte Kinder gegründet. Die Stiftung besitzt auf Mallorca ein Ferienhaus, wo benachteiligte Kinder aus aller Welt Erholung finden. Im Mai 2010 hat Peter Maffays Stiftung in Berlin schon zum zweiten Mal das internationale Symposium „Mit Recht Kinder schützen“ organisiert.

Auch in seiner ersten, der siebenbürgischen Heimat hat Peter Maffay ein nicht nur in Rumänien vielbeachtetes Projekt eingeleitet. In

der Nähe der alten deutschen Kirchenburg in Radeln hat er mit seiner Stiftung ebenfalls ein Haus für traumatisierte Kinder gebaut, von denen es in dem Land leider viele gibt. Verwaiste, drogenabhängige oder mißbrauchte Kinder werden dort Hilfe bekommen.

Als er kürzlich mit dem Rumänischen Verdienstorden ausgezeichnet wurde, unterstrich Maffay ein Ziel seines neues Pro-

jektes: die menschliche Solidarität stärken.

Peter Maffay ist ein Romantiker. Er träumt von einem Wunder: „Keine Lüge, / Menschen mit Verstand, / nie wieder Kriege, / Erde unverbrannt, / keine Wunden, kein Leid, / und kein Hunger, kein Streit / für ewig und bis in alle Zeit.“ Von wem erwartet er das Wunder? Von Gott, zweifellos. Doch von den Menschen auch.
A. Rotenberg (KK)

Mit Harmonien Umbrüche einleiten

Der Arbeitskreis Schlesische Musik lauscht zurück ins 20. Jahrhundert

Nachdem die Jahrestagung des Arbeitskreises Schlesische Musik im vergangenen Jahr ein Erfolg war, kündigt er nun eine Musiktagung für den August an. Sie findet statt vom Montag, dem 8., bis zum Sonntag, dem 14. August 2011, am vertrauten Ort, im gastlichen Haus Altenberg.

Als Thema hat man sich „Umbruch – Jugendbewegung und zeitgenössische Musik Anfang des 20. Jahrhunderts in Schlesien“ gesetzt. Eine Woche der Musik bietet eine Fülle von Anreizen und Möglichkeiten, auf verschiedene Art und Weise aktiv und rezeptiv teilzunehmen, vom Morgensingen mit spontanen Vom-Blatt-Spiel-Instrumentalisten über Chor- und Orchesterproben bis zu Angeboten wie Klavierlied, Jazz-Gesang, Blockflöten und Blechbläser-Ensemble, Junger Chor und Salonorchester. Wer möchte, kann den Tag mit einem Gottesdienst beginnen – es wird auch einen von Jugendlichen gestalteten Gottesdienst geben –, das Tanzbein schwingen und den Tag abends in geselliger Runde ausklingen lassen.

Mit dem Thema erinnert der Arbeitskreis an die Zeit vor ungefähr 100 Jahren und die folgenden Jahrzehnte, eine Zeit der Umbrüche in allen Bereichen von Politik, Gesellschaft und Kultur. Alte, lange tradierte Strukturen

zerbröckeln, die Menschen, vor allem die Jugendlichen, suchen neue Werte und authentische Ausdrucksformen, die zu ihrem Lebensgefühl passen. Sie wollen gesellschaftliche Zwänge und Pressionen autoritärer Erziehungs- und Bildungseinrichtungen abwerfen und suchen nach neuen Wegen, mit Liedern, Musik und Tänzen, auch Schauspielen und Feierformen ihr Leben in Gemeinschaft selbstbestimmt zu gestalten.

Ebenso suchen die Komponisten in jener Zeit neue Ausdrucksformen, was zu einer großen stilistischen Vielfalt führt, auch in Schlesien. Bei der Jahrestagung soll in verschiedenen Arbeitsgruppen u. a. Musik einiger Komponisten aus Schlesien erarbeitet werden. Daneben wird die Form des Offenen Singens, die in der damaligen Jugendbewegung entstanden ist und im Arbeitskreis als Morgen- und Abendsingen seit über 50 Jahren sehr beliebt ist, einbezogen.

Ein neuer Akzent der diesjährigen Tagung ist das Kulturprogramm, das sich einem Teil der Jugendbewegung zuwendet, der in Schlesien entstanden ist, dem Jugendbund Quickborn (gegründet 1910) und dem Volksbildungshaus Heimgarten in Neisse (gegründet 1914). Während der Quickborn sich bald über ganz Deutschland ausbreitete,



Der Pinsel war ihm Werkzeug des Gedenkens und der Vergegenwärtigung: Aus dem Rheinland und von Sylt hat Ernst Mollenhauer zurückgeblickt auf Nidden mit seinem Leuchtturm...

entwickelte sich der Heimgarten in den zwanziger Jahren zum wohl bedeutendsten Bildungshaus in Schlesien. Das Kulturprogramm besteht aus einer Ausstellung sowie aus Vorträgen und Arbeitsrunden, die jeweils vormittags und nachmittags parallel zu den Instrumentalensembles liegen.

Wie schon in den letzten Jahren werden Gotfryd Wlodarz und weitere polnische Partner mit Jugendlichen aus Schlesien anreisen. Erhofft wird in diesem Jahr auch die Teilnahme einiger Erwachsener aus der deutschen Minderheit in Schlesien.

Wer neue Teilnehmer werben möchte, kann

weitere Informationen und Flyer anfordern, auch einen Jugendflyer (online zu verschicken mit vielen Bildern von früheren Tagungen, demnächst auch in gedruckter Fassung) sowie einen zusätzlichen Flyer speziell zum Kulturprogramm bei den dort angegebenen Adressen. Bei Dora Gallus liegt die Anmeldung zur Tagung in bewährten Händen. Die Veranstalter bitten um möglichst frühzeitige Anmeldung, spätestens bis zum 10. Juni, bei Bernward Speer, Auf der Höhe 26 a, 51429 Bergisch Gladbach, Tel. 02204/51728, bernward.speer@gmx.de, oder Liudgera Speer-Gorki, Am Winkel 6, 51429 Bergisch Gladbach, Tel. 02204/5183. (KK)

Das Land der Nehrung mit der Farbe suchend

Ernst Mollenhauer hat sein Nidden aus der Ferne erstehen lassen

Es spricht für die Bedeutung des Künstlers Ernst Mollenhauer, wenn das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg die Retrospektivausstellung „Fahrt in die Sonne“ ein

halbes Jahr lang zeigt. Die Präsentation bietet einen umfangreichen Überblick über das Werk des bekannten ostpreußischen Expressionisten. Zu sehen sind sowohl eini-

ge der wenigen geretteten Frühwerke als auch Malereien aus der Zeit von 1945 bis 1962.

Bekanntlich ist ein Großteil von Mollenhauers Arbeiten vor 1945 vernichtet worden, doch er schuf aus der Erinnerung noch einmal das faszinierende Panorama der Natur rund um die Kurische Nehrung. Seine farbstarken Gemälde widerspiegeln die Wucht der Naturgewalten, die den Landstrich prägen. Ein wiederkehrendes Symbol ist eine große Sonne, die über dem „Wunderland Nidden“ immer wieder scheint.

Der 1892 in Tapiau/Ostpreußen geborene Ernst Mollenhauer studierte vor und nach dem Ersten Weltkrieg an der Königsberger Kunstakademie. Die Aufenthalte auf der Kurischen Nehrung und die Freundschaft mit Max Pechstein bewogen den jungen Künstler, nach Nidden (heute litauisch Nida) zu ziehen. Er heiratete Hedwig Blode, die Tochter des Eigentümers des Künstlergasthofs Blode, und lebte dort zwanzig Jahre. Nach 1920 war Mollenhauer die bestimmende Persönlichkeit in der Künstlerkolonie Nidden.

Bedingt durch die Kriegswirren floh der Künstler ins Rheinland. Später fand Mollenhauer auf Sylt eine ähnlich unberührte Natur, die ihm als willkommene Inspirationsquelle für zahlreiche Malereien diente. Allerdings ließ ihn die Erinnerung an das Haff nicht los, so daß das „Wunderland Nidden“ auch in seinem Spätwerk eine Hauptrolle spielte. Die großformatigen Arbeiten zeichnen sich insbesondere durch die „Magie“ der Farben aus.

In Anlehnung an die Ausstellung bietet das Ostpreußische Landesmuseum Malworkshops für Erwachsene und Kinder an. Vorträge wie „Nidden heute – der litauische Teil der Kurischen Nehrung nach 1990“ von Manfred Schekahn und „Paradies der Maler – Die Künstlerkolonie Nidden“ von Dr. Jörn Barfod ergänzen die Mollenhauer-Schau. Dr. Barfod, seit 1985 Kustos am Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg, hat über die Künstlerkolonie verschiedentlich veröffentlicht und Ausstellungen organisiert. Die Ausstellung „Fahrt in die Sonne“ ist in Lüneburg bis zum 15. Mai zu besichtigen. (KK)



*... oder auch
ohne, stets
jedoch unter
einer intensiven
Sonne, im Licht
der Erinnerung*

Bilder aus der
Ausstellung im
Ostpreußischen
Landesmuseum
Lüneburg

Kindheit im späten Licht

Helene Dauters gemalte Erinnerungen

Unter dem Titel „Ostpreußen, wie es war – Kindheitserinnerungen in der Malerei von Helene Dauter“ wurde im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen eine Kabinettausstellung eröffnet. Das Museum im Barockschloß zeigt Werke der aus Gilge im nördlichen Ostpreußen stammenden Künstlerin.

Erst in den 80er Jahren begann Helene Dauter mit der Malerei – vorher hatte sie einfach keine Zeit dazu. Sie war 1920 als Helene Lascheit, Tochter eines Fischers, im ostpreußischen Ort Gilge zur Welt gekommen und hatte zwölf Geschwister. In der Schule erkannte ihr Lehrer bald die künstlerischen Neigungen seiner Schülerin. Doch inmitten der Sorgen des Alltags blieb dafür kein Platz. 1944 heiratete sie in Gilge Fritz Dauter. Wenige Monate später fand sich das Ehepaar nach der Flucht aus Ostpreußen in Schleswig-Holstein wieder.

Als ihre beiden Kinder erwachsen waren, besann sich Helene Dauter auf ihre Fähigkeiten. In Kursen der Volkshochschule baute sie diese aus, und bald konnte man ihre Werke in verschiedenen Ausstellungen bewundern. 1986 schrieben die „Kieler Nachrichten“: „Sie malt realistisch, malt ‚schöne‘ Bilder, in denen Mensch und Natur eine Harmonie bilden. Sie malt mit feinem Pinselstrich, verzichtet auf den derben Spachtel und fängt gekonnt Stimmung ein.“ Noch in den 1990er Jahren malte die Künstlerin in Groß-Nordsee am Nord-Ostsee-Kanal bei Rendsburg; sie starb 1996.

Die Heimat von Helene Dauter war Gilge, das nördlichste Kirchspiel im Kreis Labiau. Das Dorf bestand aus zwei langen Straßen, die sich zu beiden Seiten des Flusses Gilge direkt an der Mündung in das Kurische Haff hinzogen. Wollten die Menschen zueinander kommen, blieb dafür nur der Weg mit dem Kahn über das Wasser. Im Dorf lebten unter anderem Kahn- und Bootsbauer, Fischer,



Düne von Nidden Bild aus der Ausstellung

Bauern sowie Fisch- und Gemüsehändler. 1939 wohnten in Gilge 1139 meist evangelische Einwohner. Am 21. Januar 1945 wurde der heute Matrosovo genannte Ort von den sowjetischen Truppen besetzt.

Helene Dauter malte das Leben der „kleinen Leute“ am Haff aus ihren Kindheitserinnerungen. So entstanden Bilder vom Wäschebleichen, von den Schnittern bei der Ernte, den Fischerkähnen auf dem Haff, spielenden Kindern, dem Einbringen des Heus mit dem Boot, dem Besuch des Wanderzirkus im Ort und viele andere. Ergänzt wird die Ausstellung durch Kartenmaterial und Bücher über das Kurische Haff aus den Beständen des Kulturzentrums. Die Werke Helene Dauters kann man auch in Husum betrachten, wo ihre Tochter Cornelia „Das kleine Museum“ eingerichtet hat.

Zur Kabinettausstellung mit Werken von Helene Dauter ist ein mit farbigen Abbildungen ihrer Gemälde illustriertes Begleitheft mit der Lebensgeschichte der Künstlerin erschienen, das zum Preis von zwei Euro zuzüglich Porto und Versandkosten im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen zu erwerben ist. Dr. Roman Gogan hat dazu eine Abriß der Geschichte des Ortes zusammengestellt. Die Ausstellung ist bis Juni 2011 zu sehen. (KK)

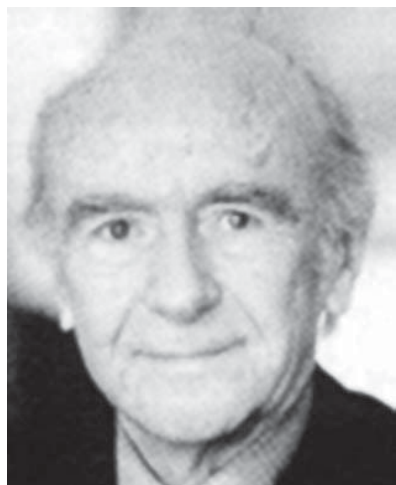
Zwischen zwei Sprachen und vielen Stimmen

Karl-Dedecius-Preis an Esther Kinsky und Ryszard Turczyn

Die Robert Bosch Stiftung zeichnet 2011 zum fünften Mal exzellente polnische und deutsche Übersetzer aus: Dieses Jahr geht der Karl-Dedecius-Preis an Esther Kinsky und Ryszard Turczyn. Eine deutsch-polnische Jury unter dem Ehrenvorsitz von Karl Dedecius wählte diese beiden Übersetzer aus und ehrt ihre herausragenden Übersetzungen sowie ihre Vermittlungsarbeit zwischen den Nachbarländern. Der Preis ist mit jeweils 10 000 Euro dotiert und wird abwechselnd in Deutschland und in Polen verliehen. Die diesjährige Preisverleihung findet am 20. Mai 2011 – dem 90. Geburtstag von Karl Dedecius – in Darmstadt statt, Veranstalter ist das Deutsche Polen-Institut.

Der Preis wurde bereits 1981 von Karl Dedecius, dem Nestor der Übersetzer polnischer Literatur und verdienten Vermittler zwischen Deutschland und Polen, und der Robert Bosch Stiftung als Preis für polnische Übersetzer ins Leben gerufen. 1992 kam ein Förderpreis für polnische Übersetzer hinzu, seit 2003 wird er als Doppelpreis

*Doyen der polnisch-deutschen Literatur-
übersetzung: Karl Dedecius* Bild: Archiv



für polnische und deutsche Übersetzer verliehen.

Esther Kinsky, geboren 1956, studierte Slawistik und Anglistik in Bonn und Toronto. Sie arbeitet seit 1985 als freie Übersetzerin aus dem Polnischen, Englischen und Russischen. Seit 25 Jahren widmet sich Esther Kinsky kontinuierlich der Vermittlung polnischer Literatur im deutschsprachigen Raum und hat bereits Werke von über 25 Schriftstellern ins Deutsche übersetzt. Für die von Dedecius herausgegebene Polnische Bibliothek, gefördert von der Robert Bosch Stiftung, übersetzte sie Werke von Jaroslaw M. Rymkiewicz, Julian Strykowski und Aleksander Wat.

Die Jury zeigt sich besonders davon beeindruckt, wie es Esther Kinsky gelingt, der stilistischen Individualität sehr unterschiedlicher Autoren Ausdruck zu verleihen.

Ryszard Turczyn, geboren 1953, studierte Germanistik in Warschau und übersetzt, während er heute auch als Literaturagent tätig ist, seit mehr als 30 Jahren aus dem Deutschen und dem Niederländischen ins Polnische. Turczyn übersetzte unter anderem „Die Klavierspielerin“ als erstes Prosawerk von Elfriede Jelinek in Polen, insgesamt über 30 belletristische Titel, populäre Sachbücher, etwa historische Werke von Guido Knopp, Reportagen von Günter Wallraff und Erich von Däniken und Prosa von Wladimir Kaminer. Dazu kommen zahlreiche philosophische Texte in Anthologien sowie Theaterstücke und Hörspiele, u. a. von Ulrich Plenzdorf und Pavel Kohout.

Die Jury würdigt ihn für sein ausgeprägtes Sprachgefühl, seine beachtenswerte Sorgfalt im Umgang mit Texten, die Vielfalt der übersetzten Texte und seinen Beitrag zu den deutsch-polnischen Kulturbeziehungen. (KK)

Wer durchsieht, sieht mehr

Glasmuseum Rheinbach bietet facettenreiche Glaskunst aus dem Kulturraum zwischen Bayrischem und Böhmerwald und aus Rumänien

Was ein Besucher der aktuellen Sonderausstellung im Rheinbacher Glasmuseum unter dem Titel „Das Glas, die Lampe und ich“ erwartet, ist nicht einfach zu formulieren; Laien würden vermuten, es gehe um dekorative Glasobjekte, die mit einer Lichtquelle, sprich Lampe, zu tun haben. Andere könnten sich daran erinnern, daß glitzernde Christbaumkugeln irgendwie mit Lampenglas in Verbindung gebracht werden. Doch weit gefehlt. Der Begriff „Lampenglas“ bezeichnet nämlich eine besondere Technik, mit der filigrane Glasobjekte nicht am Ofen, sondern vor der Flamme eines Gasbrenners, der sogenannten „Lampe“, gestaltet werden. Die Ursprünge der heute recht selten angewandten Technik reichen bis in die Antike. In den Glasfachschulen Zwiessel und Hadamar sowie in den böhmischen Einrichtungen in Steinschönau und Haida wird diese Technik allerdings gelehrt.

Nachdem Dr. Ruth Fabritius, die Leiterin des Rheinbacher Glasmuseums, eine Lampenglasausstellung im Glasmuseum Frauenau, Bayerischer Wald, gesehen hatte, war sie davon so begeistert, daß sie sich für eine ähnliche Präsentation im Eifelstädtchen stark gemacht hat. Eine Aufgabe des Spezialmuseums für böhmisches Glas liegt darin, seinen Besuchern die Vielfalt der Glasentwicklung bis in die Gegenwart vorzustellen. In diesen Kontext reiht sich die neue Sonderausstellung ein.

Eine Gruppe von vier Künstlern aus Thüringen und Bayern zeigt mit ausgewählten Exponaten, daß Skulpturen aus Lampenglas eine besondere Faszination darstellen. Die Lampenglasproduktionen gelten im Thüringer Wald seit Jahrhunderten als ein traditionsreicher Erwerbszweig. Allerdings kann der gesamte grenzüberschreitende Kulturraum Schlesien, Böhmen, Bayerischer Wald

und Thüringer Wald als eine große Heimat für Glaskunsthandwerker betrachtet werden. Die Vernissage im Rheinbacher Glasmuseum bot dem Publikum die Möglichkeit, im Rahmen einer Demonstration von John Zinner aus Thüringen zu beobachten, wie eine Lampenglas-Skulptur entsteht.. „Sichtweisen“ und „Zwei Schönheiten“ sind zwei seiner ausgestellten Exponate, die zum Nachdenken anregen.

Hermann Ritterswürden aus Zwiessel zählt zu den renommiertesten Lampenglaskünstlern Deutschlands. Er hat als Kurator die Aus-

Glasklar der Tod (Hermann Ritterswürden, Jakobsons Zuflucht), glasbunt das „Kleid“ (von Elena Graure-Manta): Glaskünstler gießen Licht in Form

Bilder: Glasmuseum Rheinbach





stellung im Glasmuseum Frauenau betreut und zugleich die bekanntesten Lampenglas-
macher Bayerns und Thüringens zusammen-
geführt. Der geborene Sylter erlernte
sein Handwerk an der Glasfachschule in
Zwiesel, wo er als freischaffender Künstler
lebt und arbeitet. Er montiert aus Draht und
lampengeblasenen Glasteilen fast zwei Me-
ter hohe Plastiken, in die er maritime Ele-
mente einbaut. Auch Ritterswürdens Objek-
te in der Rheinbacher Ausstellung erzählen
faszinierende Geschichten. Kunstwerke wie
„Kaddri in der Wake“, „Jakubsons Zuflucht“
und „Totentanz von Reval“ hat Ritterswürden
in Anlehnung an den Erzählungsband „Tod
in Reval“ des deutschbaltischen Schriftstel-
lers Werner Bergengruen geschaffen.

Bis zum 15. Mai ist im Rheinbacher Glas-
pavillon Hans-Schmitz-Haus (An der Glas-
fachschule) die interessante Kunstausstel-
lung „Untragbar“ mit zerbrechlichen und
bunt-transparenten Kleidern, Taschen, Gür-
teln und Schuhen von Elena Graure-Manta
zu sehen. Die in Siebenbürgen geborene
Künstlerin studierte an der rumänischen
Akademie der darstellenden Künste „Ion
Andreescu“ in Klausenburg/Cluj und war als
Designerin in der traditionsreichen Glasfab-
rik im siebenbürgischen Freck/Avrig tätig.
Seit 1991 betreibt sie eigene Ateliers in
Deutschland und Rumänien und beteiligt sich
an Ausstellungen. *Dieter Göllner (KK)*

KK-Notizbuch

Am 29. April, 17 Uhr, eröffnet die Stiftung
**Deutsche Kultur im östlichen Euro-
pa – OKR** gemeinsam mit dem **Kulturre-
ferat des Bundes der Vertriebenen,
Landesverband Hessen**, ihre Ausstel-
lung „**Im Dienste der Menschheit**.
Bedeutende Persönlichkeiten aus dem
historischen deutschen Osten“ im Haus
der Heimat, Wiesbaden. Sie wird bis zum
28. Mai zu sehen sein.

Am 1. Mai sind es 60 Jahre, seit **Radio
Freies Europa** seine Sendungen
(vorerst in die Tschechoslowakei) aufnahm.
Während des Kalten Krieges lieferte es
den Menschen im Ostblock von München
aus aktuelle Nachrichten, Kultur- und
Musiksendungen, Gottesdienste und
vieles mehr.

Eine Ausstellung zu **Max Herrmann-**

Neisses 70. Todestag , erarbeitet von Studierenden des Instituts für Germanistik der Düsseldorfer **Heinrich-Heine-Universität**, ist bis zum 5. Mai im **Gerhart-Hauptmann-Haus** Düsseldorf zu sehen.

Bis zum 22. Mai zeigt das **Gerhart-Hauptmann-Museum Erkner** eine Ausstellung zu **Charlotte E. Pauly**, der

Freundin und Begleiterin Gerhart Hauptmanns in seinen letzten Jahren in Agnetendorf, die dann vom 15. November 2011 bis zum 29. April 2012 im Städtischen Museum Gerhart-Hauptmann-Haus, Agnetendorf, zu sehen sein wird.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Telefon 02 28 / 2 89 33 12
Telefax 02 28 / 2 89 33 14
E-Mail georgaescht@arcor.de